Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 40/41 Gotha, 1. Oktober 1925 39. Jahrgang

Inhalt: Stockholm. I. Die religiöse Einheit auf der Weltkonferenz; II. Die wirtschaftlichen und sozialen Probleme auf der Weltkonferenz; III. Die Mentalität von Stockholm; IV. Oslo und Stockholm — Völkische Selbstbesinnung. 3. Das Problem der Erneuerung. Die religiöse Entscheidung — Die Lehren der Geschichte über den Konflikt zwischen Moral und Politik (Meinecke). 6. Wir — Splitter und Balken. Antworten 1 — Das Wunder von Nagyszakácsi — Auf nach Coburg — Völkische Bewegung und Christentum. Leitsätze für Coburg — Wöchentliche Chronik — Versammlungskalender — Volksentscheid — Anzeigen

Stockholm

I. Die religiöse Einheit auf der Stockholmer Konferenz

Nur zögernd greife ich zur Feder, um die Eindrücke wiederzugeben, die ich während der Stockholmer Konferenz für praktisches Christentum empfangen habe. Weil es unwahrhaftig wäre, nur von den schönen und erhebenden Eindrücken zu berichten, würde ich lieber schweigen, um Niemand zu verletzen. Aber einmal fordert es von mir die Treue, das Versprechen einzulösen, das ich dem Herausgeber der CW gegeben hatte. Dann aber fordert es die hohe Sache der christlichen Einheit, der ich seit Jahren diene, daß ich mit dem, was ich in Stockholm erfahren, nicht zurückhalte.

Die Stockholmer Weltkonferenz hatte so ungeheure Ausmaße, sie umspannte so viele und verschiedenartige Lebensgebiete, daß es auch dem eifrigsten Besucher unmöglich war, alles zu überschauen, zu verfolgen und in sich aufzunehmen. Jeder Bericht und jedes Urteil über dieses Riesenwerk bedürfen darum der Ergänzung und Korrektur durch den Bericht und das Urteil Anderer. Ein annähernd allseitiges Urteil wird erst möglich sein, wenn wir die Vorträge, Referate und Diskussionen in einem mächtigen Sammelband vor uns haben, wenn die Auswirkung der Konferenzarbeit in dem Continuation Committee und in dem zu errichtenden Sozialethischen Institut sichtbar wird, und endlich, wenn die merkwürdigen Vorgänge, die sich während der Konferenz hinter den Kulissen abspielten, sich mehr der Öffentlichkeit entschleiert haben. Aber der Umstand, daß fast keiner der Besucher wirklich das Ganze der Konferenz miterlebt hat und darum nicht Alles zu beurteilen imstande ist, entbindet nicht von der Verpflichtung, das zu bezeugen, was einer geschaut und gehört, erlebt nud erlitten hat.

Jedes Urteil, das ein Konferenzteilnehmer sich bildete, ist von der Einstellung abhängig, in der er nach Stockholm kam. Ich sah und sehe vieles mit ganz anderen Augen an, weil ich zu der ganzen Umgebung und zur ganzen Sache in einem andern Verhältnis stand als viele Konferenzbesucher, vor allem meine deutschen Landsleute. Das schwedische Land und die schwedische Kirche waren mir aus langem Aufenthalt und durch zahlreiche freundschaftliche Beziehungen wohl vertraut. Mit der schwedischen Kirche, die in Stockholm die christlichen Schwesterkirchen aufnahm, verbindet mich ja das innigste religiöse Band, insofern gerade diese Kirche mich in die evangelische Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen hat. Ihr liturgisches Leben, das die gottesdienstliche Atmosphäre der Konferenz bildete, wehte mich wie Heimatluft an. Vor allem aber verbindet mich mit dem eigentlichen Führer der Konferenz, mit Erzbischof Söderblom, ein engeres religiöses, kirchliches und theologisches Band als mit irgendeinem heute lebenden Kirchenmann oder Theologen. Seine warmherzige Theologie ist mir in Fleisch und Blut übergegangen, seine lebendige Frömmigkeit hat mir durch viele Jahre hindurch immer wieder Trost und Erquickung gespendet. Sein großes kirchliches Einigungswerk habe ich seit dem Antritt seines Bischofsamtes mit steigender Anteilnahme verfolgt; ich sah, wie sein großer Plan einer Einigung aller Kirchen auf der Basis von Life and Work aus kleinen Anfängen herauswuchs und immer greifbarere Formen annahm. Söderbloms Gedanke einer geeinten ökumenischen Christenheit berührt sich ja mit dem Ideal „evangelischer Katholizität", das sich mir aus meinen Lebenserfahrungen und Lebensschicksalen aufdrängte, und das aller Anfeindung zum Trotz heute klarer und leuchtender vor mir steht denn je zuvor. Dazu kommt, daß mir die Versöhnung der Klassen und Nationen ein nicht minder wichtiges Herzensanliegen ist als die Versöhnung der Konfessionen. Als ein begeisterter Anhänger des Friedenswerkes und sozialen Gedankens habe ich seit Jahren im deutschen Protestantismus nichts so unerträglich empfunden als — ich wiederhole einen scharfen Ausdruck, den Söderblom vor Jahren gebraucht hat — das „nationalistische Heidentum" mancher seiner Vertreter, das ständig das Evangelium mit politischen Idealen verquickt und gleich blind ist für seine völkerversöhnende wie seine soziale Forderung.

Mit diesen Voraussetzungen kam ich nach Stockholm. Der Gedanke, daß Söderbloms Glaube und Liebe die Seele des ganzen Unternehmens war, verbürgte mir das Gelingen der Konferenz. Aber die Verständnislosigkeit für das christliche Einheits- und Friedenswerk, die ich immer wieder im deutschen Protestantismus gefunden habe, erfüllte mich mit Sorge. Das schlimmste Omen war für mich die Tatsache, daß der Deutsche Kirchenausschuß den Herausgeber der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung, der seit Monaten das Werk der Konferenz sabotiert hatte, offiziell delegierte, während er den Herausgeber der „Christlichen Welt", der seit Jahrzehnten dem christlichen Versöhnungswerk gedient hat, überging. Diese Tatsache wirft das grellste Licht auf die Parteilichkeit, mit der der Kirchenausschuß bei der Auswahl der Delegation verfuhr; er dokumentierte damit seine Absicht, nach Möglichkeit solche Persönlichkeiten fernzuhalten, die irgendwie demokratischer, pazifistischer oder ökumenischer Tendenzen verdächtig waren. Aber trotz allem waren meine Erwartungen größer als meine Befürchtungen. Ich habe unendlich Großes auf der Stockholmer Konferenz erlebt, das mir ein κτῆμα εἰς ἀεί*) geworden ist. Aber ich habe auch von Seite meiner Landsleute Enttäuschungen

*) Ein Besitz für immer. D H

erlebt, die alle meine Befürchtungen bei weitem übertrafen und mir von neuem die Kluft zum Bewußtsein brachten, die mich von einem großen Teil des deutschen Protestantismus trennt.

Das Größte und Wunderbarste an der Stockholmer Konferenz waren für mich die gemeinsamen Gottesdienste; denn in ihnen fühlte man am allerstärksten die Einheit des christlichen Glaubens, von der die ganze „Konferenz für praktisches Christentum" getragen war. Erzbischof Söderblom versprach sich einmal bei der Diskussion und benannte die Konferenz fälschlich als faith and order, statt life and work. Mir scheint, dieser lapsus linguae hatte eine tiefere Bedeutung. Ein norwegischer Pfarrer sagte mir sehr fein, das eigentlich Einende in dem Kongreß sei nicht life and work, sondern faith. Trotzdem die dogmatischen Fragen aus dem Programm streng ferngehalten waren, so war die Konferenz doch keine bloß sozialethische, sondern eine christlich-religiöse. Schon bei dem feierlichen Eröffnungsgottesdienst in der Storkyrka fand diese Glaubenseinheit ergreifenden Ausdruck. Die Klänge des Credo Symphoniacum — einer Vertonung des Nizänischen Glaubensbekenntnisses durch einen schwedischen Künstler — bildeten das Vorspiel der Liturgie. Credo in unum Deum ... et in unum Dominum Jesum Christum ... et unum sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam — der christliche Glaube an den einen Gott, den einen Herrn und die eine Kirche redete machtvoll durch die wohltönenden Zungen der Orgel.

Unter festlichem Glockengeläute, brausendem Orgelspiel und wuchtigem Gemeindegesang hielten dann die Bischöfe und Führer der christlichen Kirchen ihren Einzug in die Kirche, alle in ihrer besonderen kirchlichen Amtstracht: die orientalischen Bischöfe in ihren schwarzen Talaren und ihrer hohen schwarzen Kopfbedeckung, die rumänischen mit goldgestickten Rauchmänteln und runden Mitren, die anglikanischen in ihren malerischen schwarz-weiß-violetten Gewändern, die schwedischen in reichverzierten Chormänteln und mit dem Krummstab, die dänischen und norwegischen in ihren schwarzen Talaren mit der altertümlichen großen Halskrause, andere lutherische und reformierte Kirchenmänner in minder prächtigen Gewändern, die meisten kenntlich in ihrer Würde durch ihr goldenes Brustkreuz.

War die Prozession ein farbenprächtiges Schauspiel, das die Vielgestaltigkeit der christlichen Kirchen anschaulich machte, so war die Liturgie ein beredtes Symbol für die Einheit der Kirche in ihrer Mannigfaltigkeit, zugleich ein Symbol für ihre alle Jahrhunderte umspannende Kontinuität. Ein deutsches Kirchenlied von Johann Franck: „Alle Welt, was lebt und webet" bildete den Eingang. Obgleich dieses Lied in vier Sprachen gesungen wurde, ward die Vielheit der Sprachen übertönt durch die Einheit der Melodie. Als der gewaltige Gesang verklungen war, stimmten zwei Priester in der klangvollen schwedischen Sprache die Eingangsantiphon der römischen Mette an, die von der ganzen Gemeinde beantwortet wurde: Domine, labia mea aperies et os meum annuntiabit laudem tuam; Deus in adiutorium meum intende, Domine ad adiuvandum me festina. Und nach der Weise der bayerischen Agende erklang der urchristliche Preisruf des Gloria Patri. Nunmehr wurde aus dem 17. Kapitel des Johannesevangeliums das hohe priesterliche Gebet Jesu verlesen, das Vermächtnis des scheidenden Herrn an seine Jünger. Das Ut omnes unum sollte die Losung für die Arbeit der Kirchenversammlung sein. Als Antwort auf das Wort des Herrn folgte der Ambrosianische Lobgesang des Tedeum, der in lateinischer Sprache in der majestätischen Melodie des Gregorianischen Chorals wechselweise gesungen wurde. Die Kirche des Himmels — „Apostel, Propheten und Martyrer" — war dieser betenden Gemeinde nahe, und an ihr, dem Spiegelbild der Weltkirche, bewahrheiteten sich die Worte des Tedeum: Te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia.

Dann bestieg Lord-Bischof Woods von Winchester, der Vertreter des anglikanischen Primas von Canterbury die denkwürdige Kanzel, die sich über dem Grabe des schwedischen Reformators Olaus Petri, eines Luther-Schülers, erhebt, und predigte über das Wort: „Kehret um, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Es war ein mächtiger Appell, vom Reichgottesgedanken Jesu aus die ganze Welt mit den Kräften des Glaubens und der Liebe zu durchdringen. Und sein Mahnruf klang aus in den zuversichtlichen Worten: „In Christus können wir das Unmögliche möglich machen. Wir glauben, daß sein Geist uns bei unseren Überlegungen helfen wird; wir bekennen, daß er allein unsere Hoffnung ist, rex regum et dominus dominorum, Sursum corda — habemus ad Dominum." Dann erflehte die Gemeinde den Beistand des Gottesgeistes für das große Werk der Einigung — der Chor stimmte in lateinischer Sprache die römische Pfingstantiphon an: Veni, sancte Spiritus, Reple tuorum corda fidelium et tui amoris in eis ignem accende: Qui per diversitatem linguarum cunctarum gentes in unitate fidei congregasti!

Unter atemlosen Lauschen der großen Gemeinde betete einer der Liturgen das Vater Unser, jenes Gebet, das alle getrennten christlichen Gemeinschaften eint. Hell und freudig erscholl nach der schwedischen Melodie das Benedicamus, worauf der schwedische Bischof Billing mit den Aaronsworten und der alexandrinische Patriarch gemäß der griechischen Liturgie Gottes Segen herabflehte. Das deutsche Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott" mit seiner trotzigen Melodie schloß die Festliturgie; die Vielsprachigkeit des Textes ging unter in dem brausenden Riesenchor.

Dieser Gottesdienst war katholisch, nicht nur insofern die hochkirchliche Feierlichkeit auf alle protestantischen Puritaner katholisch wirkte, sondern auch, weil die Liturgie großenteils aus katholischen Elementen aufgebaut war. Obgleich die römische Kirche durch keine Delegierte vertreten war, so war sie doch geistig gegenwärtig durch ihre Welt umspannende Liturgie. Und doch war dieser Gottesdienst, der mit einem evangelischen Kirchenlied begann und schloß, in seinem Wesen evangelisch — ein wundervolles Symbol einer höheren Synthese von katholisch und evangelisch.

Der religiöse Einheitsgedanke, der in der Eingangsliturgie zu überwältigendem Ausdruck kam, ergriff die innerlich Teilnehmenden täglich von neuem im gemeinsamen Singen und Beten. Jeder Tag wurde mit einer Andacht im Sitzungssaale eröffnet. Das Wort der Schrift, das verlesen wurde, sollte Leitstern alles Fragens und Arbeitens sein. In heiligem Schweigen betete die Gemeinde den an, der sich ihr offenbaren wollte, und in inniger Fürbitte gedachte sie aller derer, denen ihre Arbeit galt. Den Höhepunkt jeder Morgenandacht bildete das gemeinsame Gebet des Vater Unser. Ein Jeder sprach es in seiner Sprache, und doch war es ein großer Gebetschor, beseelt von Einem Geiste. In diesem Augenblick; da Orthodoxe und Anglikaner, Lutheraner und Reformierte, Baptisten und Quäker sich miteinander vor das Angesicht Gottes stellten, spürte man am stärksten die Wirklichkeit der einen Kirche, man kann nicht anders sagen als: das mysterium unitatis. In ähnlicher Weise offenbarte sich die Einheit in den gemeinsamen Liedern, welche alle Vorträge und Diskussionen umrahmten. Eine Kommission von Sachkundigen hatte ein eigenes Gesangbuch ausgearbeitet, das 60 der schönsten Hymnen und Kirchenlieder umfaßte, und zwar in der Originalsprache und in mehrsprachiger Übersetzung *). Diese Lieder knüpften innige Bande mit den verschiedenen Kirchen und mit den großen christlichen Frommen aller Zeiten und Konfessionen. Da sangen wir den Abendhymnus φῶς ἱλαρόν **) der alten griechischen Kirche, die wuchtigen Hymnen der römischen Liturgie,

*) Communio in adorando et serviendo oecumenica. S. Sp. 888.
**) Heiteres Licht. (Aus dem dritten Jahrhundert.) D H

das Vexilla regis prodeunt des Venantius Fortunatus und das Veni Creator Spiritus der Hrabanus Maurus, das dem heiligen Bernhard zugeschriebene Jesu dulcis memoria, das O Deus, ego amo te des Franz Xaver und Kardinal Newmans Lead, kindly light. Da hörten wir immer wieder die köstlichsten deutschen Kirchenlieder: Luthers Trutzlied „Ein feste Burg", Paul Gerhardts „O Haupt voll Blut und Wunden" und „Befiehl du deine Wege", Nicolais „Wachet auf, ruft uns die Stimme" und Bogatzkys „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen", Tersteegens „Gott ist gegenwärtig" und Zinzendorfs „Herz und Herz vereint zusammen". Da fehlten nicht echt reformierte psaumes et cantiques wie Theodor de Bèzes Comme un cerf altéré brame und Vous qui sur la terre habitez, chantez à haute voix, Lawrence Tuttietts Quickly come, dread judge of all, auch zahlreiche anglikanische Lieder wie Hebers Holy holy holy, Topladys Rock of ages und Sarah Adams Nearer, my God, to thee, dazu die schönsten schwedischen Kirchenlieder von Franzén und Wallin, auch dänische, norwegische und holländische. Dieses vielgestaltige Gesangbuch machte es der Versammlung möglich, „einmütig mit einem Munde" das Lob Gottes zu singen, von dem der Apostel spricht. Immer wieder wurde man an das Wort des Veni Sancte Spiritus erinnert: „Der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast in Einigkeit des Glaubens." All die Lieder der communio oecumenica haben für jene, die sie mit ganzem Herzen in Stockholm gesungen haben, eine besondere Weihe erhalten. Sie sind fortan nicht mehr landeskirchliche Lieder, sondern ökumenische Lieder, die in den Besitz der gesamten Christenheit übergegangen sind.

Daß die christliche Glaubensgemeinschaft, die in Stockholm offenbar wurde, nicht nur im Gebet und Lied, sondern auch im Sakrament des Altares ihren Ausdruck finde, war der Wunsch vieler Kongreßteilnehmer. Aber der ursprüngliche Plan des Erzbischofs, die Angehörigen der in Stockholm vertretenen Kirchen zu einer gemeinsamen Abendmahlsfeier zu vereinen, ließ sich nicht verwirklichen; die Orientalen, Anglokatholiken und Altlutheraner hatten sich aus begreiflichen Gründen diesem Plan widersetzt. So wohnten denn dem Abendmahlsgottesdienst, der am Sonntag, 23. August stattfand, nur ein Teil der Konferenzbesucher bei, während viele Andere zur gleichen Stunde am Gottesdienst ihrer Sonderkonfession teilnahmen. Auch diese gemeinsame Abendmahlsfeier wird den Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Der wundervolle Raum der Engelbrektskyrka, vielleicht der künstlerisch schönsten Kirche Stockholms, wie die prächtigen Chorgesänge von Bach und Palestrina und die reichen liturgischen Formen der schwedischen Högmässa bildeten den würdigen äußeren Rahmen für die heilige Handlung. Wenn auch Viele fehlten, so war es doch ein tröstender und erhebender Gedanke, daß Lutheraner, Reformierte und Anglikaner sich am Tische des Herrn vereinten, als Glieder am Leibe des lebendigen Christus, der unter der Hülle der sakramentalen Zeichen den Seinen gegenwärtig war.

Hinter den gemeinsamen Gottesdiensten, die für die ganze Konferenz bestimmt waren, sollen aber die besonderen Gottesdienste einzelner Kirchen nicht vergessen werden. Am 21. August fand in der von einem Lichtermeer erstrahlenden Klarakirche eine Abendandacht statt, bei der Patriarch Photios von Alexandrien, Erzbischof Germanos, Vertreter des Patriarchen von Konstantinopel, und der Erzbischof von Rubien warme Ansprachen hielten, die ob ihres schlichten, wahrhaft biblisch-evangelischen Charakters einen tiefen Eindruck auf die versammelte schwedische Gemeinde machten. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, da der 80jährige Patriarch auf das Altarbild mit der Kreuzesabnahme hinwies und erklärte, daß im gekreuzigten Erlöser allein das Heil der Welt sei. Der Gedächtnisgottesdienst für den Patriarchen Tichon von Moskau, den am 23. August der Patriarch von Alexandrien in der Gustav-Vasa-Kirche unter Assistenz aller orientalischen Bischöfe abhielt, mag ob seiner zeremoniösen Feierlichkeit all jene, die mit dem Kult der Ostkirche nicht vertraut waren, fremdartig berührt haben; aber Niemand konnte sich dem wundervollen Gesang des russischen Doppelchores entziehen, in dem sich die religiöse Seele der Ostkirche kundtat. Noch ein dritter orientalischer Gottesdienst bleibt mir immer in Erinnerung. Am Sonnabend vor Konferenzschluß besuchte ich den Patriarchen; ich traf ihn gerade, als er in seinem Zimmer vor einem Madonnenbild mit seinen beiden Begleitern die Vesper betete. Der greise Würdenträger mit seinem ehrwürdigen monastischen Aussehn — er war früher Archimandrit im Sinaikloster — stand während des ganzen Gottesdienstes auf seinen Stab gestützt; er war ganz ins Gebet versunken; und während seine beiden Begleiter wechselweise lange Gebete rezitierten, rief er immer wieder dazwischen die kurzen Responsorien: *δόξα σοι, κύριε ἐλέησον* *). Ich fühlte, wie nahe dieser verehrungswürdige Greis der Ewigkeit stand. Als ich acht Tage später nach Zürich kam, vernahm ich die Trauerkunde, daß er Tags zuvor in dieser Stadt verschieden war.

Außer den orientalischen Gottesdiensten verdienen noch die anglikanischen Eucharistiefeiern, die an jedem Morgen in der Jakobskirche stattfanden, besondere Erwähnung. Täglich fand sich hier eine kleine Kommuniongemeinde von Anglikanern und Freunden der anglikanischen Kirche zusammen. Es war eine katholische Atomsphäre im besten Sinn des Wortes; man fühlte hier den starken Pulsschlag jenes tiefen und reichen Lebens, welches das Catholic movement in der Kirche Englands erweckt hat. Die Geistigkeit, Geschlossenheit und Energie, welche die „Anglokatholiken" zeigten und die sich schon in ihrem Gesicht ausprägte, hat ihre Kraftquelle in der intensiven Pflege des sakramentalen Lebens. Für mich gehören diese stillen anglikanischen Morgenmessen zum Schönsten, was mir die Konferenz geschenkt hat.

All das Große und Heilige, das in der gottesdienstlichen Gemeinschaft der Stockholmer Konferenz lebte, wurde noch einmal offenbar im Schlußgottesdienst, der am 30. August in der mir so trauten Domkirche von Upsala stattfand. Wiederum bot die schlichte und doch zugleich reiche schwedische Hochmesse die äußere liturgische Form. Den Höhepunkt dieses Gottesdienstes bildete das Nizänische Glaubensbekenntnis, das der dem Tode nahe alexandrinische Patriarch in der griechischen Ursprache betete. Hatte er vierzehn Tage vorher im gleichen Dom den neugeweihten schwedischen Bischof Rodhe von Lund gesegnet, so bezeugte er auch durch diesen Akt die Glaubensgemeinschaft der orthodoxen Christenheit des Ostens mit der evangelischen Christenheit des Westens. Im Munde des hochbejahrten, tieffrommen Kirchenleiters verloren die ehernen dogmatischen Formeln dieses Credo ihre Starrheit und gewannen Klang, Feuer und Leben. Selbst manche Vertreter des freien Protestantismus wurden ergriffen von der Gewalt des altkirchlichen Christusdogmas, das sich hier in seiner unsterblichen Lebenskraft offenbarte. Hier bot sich nicht nur ein erhebender Rückblick auf das Konzil von Nizäa, das vor 1600 Jahren stattgefunden, hier öffnete sich eine Brücke von der Stockholmer Konferenz on Life and Work zur kommenden Konferenz on Faith and Order in Washington. Das Nizänische Credo ist die äußere Formel, in der die getrennte Christenheit die dogmatische Einheit des Christusglaubens wiederfinden kann. Das Nizänische Glaubensbekenntnis, gesprochen in einem evangelischen Dom durch den Mund eines griechischen Patriarchen, ist für mich eine Prophetie auf die Wiederkehr der dogmatischen Einigung der Christenheit.

*) Lob Dir, Herr erbarme dich.

In der dem Glaubensbekenntnis folgenden Predigt eröffnete der Erzbischof von Upsala eine weite wahrhaft katholische Perspektive. Die Hausgemeinde im Obergemach zu Jerusalem, Augustinus und Monika, Petrus Waldes und die Armen von Lyon, Franz von Assisi und seine Nachfolger, Luther, Calvin und John Wesley zogen an unserem Auge vorüber. Das schwedische Kirchenlied, das folgte, bekräftigte die lebendige Gemeinschaft der versammelten Gemeinde mit der ecclesia triumphans des Himmels.

O höga samfund,
helgon av vår släkt,
skum är vår stråt,
för er har morgon bräkt;
men alla livas av hans andes fläkt.

O hehre Schar,
Ihr Heiligen von unserm Blut,
dunkel ist unser Pfad,
für euch ist der Morgen da,
aber alle leben von Seines Geistes Hauch.

Die große Litanei, die der Erzbischof am Altare sang, umspannte die Not der ganzen Christenheit und Menschheit; unter allen Fürbitten aber war die größte und dringlichste die eine: Ut ecclesiam tuam sanctam regere et conservare digneris — te rogamus, audi nos. Das Vater Unser, vom Patriarchen griechisch gebetet, ließ die Una Sancta nochmals vor unser Auge treten. Und nach dem dankbaren Benedicamus und dem Segen konnte die Gemeinde in froher Gewißheit ein Preislied auf die Kirche Christi singen:

Din kyrka gläder i ditt skygd,
hon på ett hälleberg,
till domens stund
hon vilar på sin grund.

Die Kirche freut sich in deinem Schutz,
auf einem Felsen steht sie,
bis zur Stunde des Gerichts
ruht sie auf ihrem Grund.

2

In all diesen Gottesdiensten spürte man den Herzschlag der Konferenz. Nur der, welcher mit ganzer Seele an diesen Gottesdiensten teilnahm, welcher betend die Konferenz mitlebte, konnte in ihr die Einheit der Kirche Christi schauen; nur der war imstande in all den vielverzweigten und ermüdenden Verhandlungen, die zutiefst ins profane Weltleben hineinführten, den religiösen Mittelpunkt der Konferenz festzuhalten; nur der konnte aus den Worten der zahllosen Redner die christlichen Herztöne vernehmen. An zwei Punkten brach der christliche Grundgedanke mit Macht durch: in den programmatischen Vorträgen des ersten Tages und in der großen Debatte über Krieg und Frieden. In hinreißenden Worten wußte der Pariser Professor Wilfred Monod (Enkel des unvergänglichen Adolphe Monod), eine wunderbare Persönlichkeit, welche Calvinismus und Franziskanertum in sich vermählt, die religiöse Grundlage der Konferenz bloßzulegen:

Das „praktische Christentum", das den Gegenstand der Verhandlungen bildet, hat seine Quelle in unserer religiösen Gemeinschaft mit Jesus Christus, so wie die goldenen Strahlen in der alten Malerei aus den Wunden des gekreuzigten Christus kommen. Unser Programm muß aus unserem Credo fließen. Die Charta Magna der ökumenischen Christenheit ist das Gebet des Herrn, über das die Christenheit zu den Füßen der Gekreuzigten nachsinnen sollte. Das Wort „Unser Vater" fordert die Erneuerung des Begriffes Vaterland. Das Wort Patriotismus kommt von Vater und schließt die Wirklichkeit einer großen Bruderfamilie, nämlich der ganzen Menschheit ein. Das Gebet um unser täglich Brot fordert eine neue Fassung des Begriffes Eigentum. Diese Bitte bleibt unerhört, solange nicht alle unsere Brüder gesättigt sind. So muß Life and Work in Glaube und Liebe wurzeln.

In ähnlich kraftvoller Weise hoben Principal Garvie von London und Erzbischof Gregg von Dublin die Verwurzelung aller praktischen Arbeit im lebendigen Christusglauben hervor:

So wie Gott in Christus sich als Leidensgenosse der Menschen erwies, so muß auch die Kirche in die Gemeinschaft der Leiden Christi treten, sich mit ihm kreuzigen lassen. Studium, Mitleid, Dienst, Opfer — das ist die via dolorosa der Kirche Christi, die in der Welt seinen Leib darstellen soll. Aber alle menschliche Anstrengung reicht dazu nicht aus: nur die Gegenwart des lebendigen und auferstandenen Christus kann die Kraft dazu geben. (Garvie)

Die Kirche muß sich ihrer Kraft bewußt werden. Diese Kraft ruht in der Teilnahme an der Passion und Auferstehung Christi, und ihre Quelle ist die Gemeinschaft mit ihm. Es gilt nicht, der Welt eine christlich-soziale Ordnung von außen her aufzudrängen, nein, je mehr die Christen christlich werden, desto mehr werden sie von innen heraus die Welt gestalten. (Gregg)

Diese programmatischen Äußerungen lehren deutlich, daß alle jene, welche die Aufgabe der Konferenz rein und tief erfaßt hatten, ganz Ernst machten mit dem paulinischen Gedanken von dem Glauben, der sich in der Liebe auswirkt, mit dem lutherischen Gedanken, daß der Christ, was er im Glauben empfangen hat, seinem Bruder weiterspenden muß in der tätigen Liebe, mit dem calvinischen Gedanken, daß die Christenheit ihre ganze Kraft einsetzen muß, um Gottes Herrschaft in der ganzen Welt den Weg zu bereiten. Dieser Ernst offenbarte sich in der Behandlung der sozialen und der internationalen Probleme. Für den einzelnen Christen wie für die Kirche Christi ist es, wie immer wieder betont wurde, heilige Pflicht, dahin zu wirken, daß das ganze wirtschaftliche und soziale, staatliche und Völkerleben von der christlichen Bruderliebe beherrscht werde. Die Leidenschaft, mit der Vertreter der verschiedensten Kirchen und Nationen einen wahrhaft christlichen Sozialismus und Pazifismus verfochten, brach aus lebendiger Christusliebe und glühender Reichgottessehnsucht hervor. Der Ruf: Guerre à la guerre! den Franzosen, Engländer, Amerikaner und Orientalen in gleicher Weise erhoben, war nicht von einem bloßen Humanitätsideal eingegeben, sondern von lebendiger christlicher Bruderliebe. In einem Augenblick brach die religiöse Leidenschaft des christlichen Friedensgedankens übermächtig durch: Bischof Brent von Buffalo schloß seine Diskussionsrede, in der er seinen Glauben an die Ausmerzung des Krieges bekannte, mit den Worten: „Man mag mich ob dieses Glaubens einen Narren schelten, aber mit diesem Glauben bin ich ein Narr Gottes." Professor Aalders aus Groningen hatte seiner Morgenandacht am Tag der Friedensdebatte die Schriftworte zu Grunde gelegt: „Er (Christus) ist unser Friede." Und der Bischof von Lichfield betonte in seinem Referat, daß der Friede im einzelnen Menschen beginnen müsse. Er erinnerte daran, daß Beethoven, als er sein Dona nobis pacem komponierte, just zu der Zeit, da Napoleon gegen Wien marschierte, auf die Paritur seiner Messe in D-dur die Worte schrieb: „Friede innen und außen." Wer die Stockholmer Konferenz mit dem Herzen mitlebte, der hörte aus der Friedensmahnung der Stockholmer Konferenzredner die Bitte an das unschuldige Gotteslamm heraus: „Dona nobis pacem."

Hinter dem Präsidententisch des Sitzungssaales erhob sich ein Glasgemälde, das einen segnenden Christus darstellte. Dieses Bild war ein sprechendes Symbol für den Geist, der die Konferenz beseelte. Es war derselbe Glaube an den lebendigen Christus, den Menschgewordenen, Gekreuzigten und Auferstandenen, der die Verhandlungen des Kongresses wie die Gottesdienste durchglühte. Es ist eine schändliche Verleumdung, wenn römisch-katholische Kreise immer wieder der Konferenz vorwerfen, daß ihr das tragende Fundament alles „praktischen Christentums", der Glaube an die Gottheit Christi, gefehlt habe. Ave crux, spes unica — wie oft klang dieser christliche Urgedanke in den Konferenzreden an! Professor Deißmann machte mit Recht darauf aufmerksam, wieviele Redner ihre Ausführungen mit dem Aufblick auf Christi Kreuz geschlossen haben. Und er selbst endete seine feinen Ausführungen über die Friedensaufgabe der christlichen Kirchen mit den Worten eines altnubischen Kreuzeshymnus: „Das Kreuz ist die Hoffnung der Verzweifelnden, das Licht derer, die in der Finsternis sitzen, die Sicherheit der Welt."

Die Stockholmer Konferenz tagte zu den Füßen des Gekreuzigten. Die, welche ihr mit ganzer Seele dienten, die mit ihr lebten und für sie beteten, mußten auch die

„Gemeinschaft seiner Leiden" kosten. Der Verlauf der Konferenz brachte nicht nur wundersame Erhebung und Erquickung, sondern auch Angst und Sorge, Leiden und Betrübnis. Nicht nur Reichgottesglaube, Christusliebe und Bruderdienst waren in Stockholm am Werke, sondern auch menschliche Schwäche und Bosheit, Sünde und Ränke. Die müden und bleichen, sorgendurchfurchten Züge des sonst immer so jugendfrischen Erzbischofs von Upsala redeten eine deutliche Sprache. Mit einer zwiefachen Hemmung hatte die Konferenz zu kämpfen: einmal mit der profanisierenden Weltlichkeit einzelner Amerikaner, welche die Reichgottesidee ganz in die irdische Sphäre herabgezogen und das Gottesreich mit einer weltlichen Wohlfahrtseinrichtung zu verwechseln drohten. Doch das war das kleinere Übel. Denn einmal fand diese Weltlichkeit ihre Korrektur in der tief christlichen Reichgottesauffassung, von der auch viele angelsächsische Konferenzteilnehmer beherrscht waren; dann aber waren auch die einem flachen Optimismus und Pragmatismus huldigenden Amerikaner vom besten Willen beseelt und einer Belehrung durchaus zugänglich. Das viel schlimmere Übel war der Widerstand, der aus den Reihen der deutschen Delegation kam. Was Selma Lagerlöf in ihrer Ansprache äußerte, entsprach durchaus der Wirklichkeit:

Ist es nicht sicher, daß die besten der Nichtchristen ein Konzil wie dieses mit Freuden begrüßen und es mit guten Wünschen geleiten werden? Und ist es nicht ebenso sicher, daß seine schlimmsten Widersacher von christlicher Seite kommen werden, daß von dieser Seite Stimmen sich laut machen werden, welche seine Absichten mißdeuten und versuchen werden, seine Beschlüsse zu nichte zu machen?

Hätten die Deutschen nur an dem veräußerlichten Reichgottesbegriff gewisser Amerikaner Kritik geübt, wie das Bischof Ihmels in feiner Weise getan hat, so hätte das nur zum Segen der Konferenz gedient*). Aber es ging einem Teil der deutschen Delegation bei der Stockholmer Konferenz nicht um den Reichgottesgedanken und um das christliche Einheitswerk, sondern um enge politisch-nationalistische Interessen. Manche freilich wurden durch die aufrichtige, tief verstehende und helfende Bruderliebe, welche die Angehörigen des ehemaligen Feindbundes ihnen entgegenbrachten, überwunden und von den Vorurteilen, mit denen sie nach Stockholm gekommen waren, geheilt. Andere aber verschlossen sich hartnäckig allen Einflüssen und suchten nach Kräften das Konferenzwerk zu stören. Sie öffneten sich nicht dem religiösen Lebensstrom, der die Konferenz speiste, sie nahmen nur äußerlich, als kühle oder gar feindliche Beobachter an den Gottesdiensten teil; so gewannen sie keinen Zugang zum Herzen der Konferenz. Darum konnten in ihnen die warmen, flehentlichen Worte brüderlicher Liebe, die die Angehörigen der „feindlichen" Völker an sie richteten, kein Echo finden. Als Pastor Elie Gounelle seine herzandringende Rede an die Deutschen mit den Worten schloß: „Brüder jenseits des Rheins, ich reiche euch die Hand. .... Wir warten auf euch, kommt, helft uns. .... Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da", erscholl brausender Beifall im Saal, aber die deutsche Delegation blieb stumm. Manche deutschen Delegierten richteten (um die Worte eines Schweizers zu wiederholen) eine Mauer um sich auf, durch die sie sich von der übrigen Konferenz absperrten. Durch den heroischen Kampf einzelner tiefer fühlender und weiter blickender Männer ist wohl das Schlimmste, was einige Zeit drohte, verhütet worden: der offene Protest der deutschen Delegation gegen die Konferenz. Dennoch blieb sie der eigentliche Hemmschuh des ganzen Stockholmer Einigungswerkes. Ein Teil von ihr war von einem Geist beherrscht, welcher dem Geist der Konferenz durchaus widersprach. Was soll man dazu sagen, wenn ein deutscher Theologe die Worte äußerte: „Man kann es hier nicht mehr aushalten, man hört nur von kingdom of God und fellowship"? wenn eine deutsche Frau die Worte über die Lippen brachte: „Nun bin ich vollgefressen von Frieden, ich kann das Wort nicht mehr hören"; wenn sie sich nicht scheute zu erklären: „Jeder Deutsche, der fromm ist, ist Nationalist und Monarchist"; wenn ein deutscher Kirchenmann Tag für Tag klagte, daß es schrecklich und unerträglich sei auf dieser Konferenz; wenn eine deutsche Frau nach dem Lied „Herz und Herz vereint zusammen" erklärte: „Wir verstehen es religiös, aber die Andern besingen nur den Völkerbund"? Solche private Äußerungen, die nur Beispiele sind, beleuchten die Einstellung, in der ein Teil der Deutschen an der Konferenz teilnahm. Daß Siegmund-Schultze, der Vorkämpfer des sozialen Gedankens und der internationalen Versöhnung, sein von der ganzen Konferenz heiß ersehntes Referat nicht halten konnte, lehrt handgreiflich den unseligen Einfluß, den diese Elemente auf die deutsche Delegation ausübten.

Aber das Schlimmste war, daß der Widerstand der Deutschen die Konferenz wenigstens im jetzigen Augenblick um ihren durchschlagenden Erfolg brachte. Die „Botschaft" der Konferenz gibt in der Form, in der sie an die Welt hinauskam, weder die Absichten der Konferenzleiter noch den Verlauf der Verhandlungen erschöpfend wieder. Man höre, was Wilfred Monod in seiner programmatischen Rede gesagt hatte:

Wir wollen uns an den Völkerbund wenden, die einzige Einrichtung, deren Idee dem Weltkrieg entsprungen ist. Er ist noch schwach wie das Kind von Betlehem und bedroht von den Häschern des Herodes. Aber er ist bestimmt, wie Jesus sein Banner zu entfalten, das alle Völker einen soll. Wir wollen uns an die Regierungen wenden. Wir wollen allen Häuptern der Nationen kundtun, daß künftig, sowie ein Zeichen eines drohenden Konfliktes unter Christen den Himmel trübt, die christliche Welt feierlich und einmütig ihre Stimme erheben, das Evangelium verkünden und die Menschen zum Gesetz Christi zurückrufen wird. Die heutige Kirche muß einen Kriegszug gegen Elend und Kriegsgefahr organisieren.

Man vergleiche damit die matten, unbestimmten Sätze der „Botschaft". Was soll es heißen, daß eine solche Konferenz nach solchen Debatten an die christlichen Kirchen nur die Bitte richtet: „ein Gefühl zu haben für die Schrecken des Krieges wie auch für seine Unzulänglichkeit für die wirkliche Lösung internationaler Streitfragen"? Man versteht, daß Monod, der den Entwurf zur Botschaft gefertigt, klagend gesagt haben soll: „Man hat aus meinem Feuer ein bengalisches Feuer gemacht", und daß Gounelle mir gegenüber die Verwässerung des Entwurfs mit den Worten gekennzeichnet hat: On a soufflé toutes les lumières. Der Schweizer Professor Hadorn hatte in der Friedensdebatte der Versammlung die Worte Zwinglis zugerufen: „Tut um Gottes Willen etwas Tapferes!" Der Schweizer Kirchenbund hatte der Versammlung einen Entwurf für einen energischen Protest gegen den Krieg vorgelegt. Angehörige der verschiedenen Nationen haben immer wieder darauf hingewiesen, daß die Welt von der Konferenz ein energisches Wort gegen den Krieg erwartet. Aber alle Mahnrufe sind bei den maßgebenden Deutschen auf taube Ohren gestoßen. Sie glaubten den Krieg als Gottesgericht rechtfertigen zu müssen, gegen das einzugreifen Vermessenheit sei. Aber sie achteten nicht darauf, daß der Krieg aus der Sünde kommt, und daß es Pflicht des Christen ist, gegen diese Wurzel des Krieges mit aller Macht anzukämpfen. Sie vergegenwärtigten sich nicht, daß Haß und Feindschaft nur durch Liebe und Leiden überwunden werden können und nie durch Gewalt. Um nicht den Protest der Deutschen heraufzubeschwören, gab man schließlich der Botschaft eine schwächliche und unverbindliche Form und verzichtete auf ihre durchschlagende Wirkung. Das Größte und Wichtigste, was die Konferenz der Welt zu sagen hatte und sagen wollte, wurde nicht einmal halb gesagt.

*) Doch muß bemerkt werden, daß nicht einmal Ihmels den aktiven Kräften in Luthers Botschaft gerecht wurde. Der urlutherische Gedanke vom „Glauben und Lieben", vom Christen, der dem Rohre gleicht, das oben empfängt und unten weitergibt, wurde niemals mit jener Energie formuliert, wie wir sie bei Luther gewohnt sind.

Das ist die große Enttäuschung, die mir wie vielen Anderen die Konferenz bereitet hat, eine Enttäuschung, die um so größer ist, als die Konferenz die religiöse Kraft besaß, um einen großen Wurf in der Friedensfrage zu tun. Es ist schwer für mich, dies zu bekennen, aber ich muß es um der Wahrhaftigkeit willen tun. Ich habe Großes und Wunderbares auf der Konferenz erfahren, ich habe bei Konferenzteilnehmern der verschiedensten Fremdländer und ganz besonders bei Franzosen und Engländern eine aufrichtige Liebe, Herzlichkeit und ein tiefes Verstehen gefunden, für das wir alle nicht genug dankbar sein können. Dagegen habe ich bei einzelnen Vertretern der deutschen Kirchen eine Verständnislosigkeit für die Aufgaben der Konferenz und eine Lieblosigkeit gegenüber christlichen Brüdern gefunden, die erschütternd ist. Kein Wunder, daß Nichtdeutsche, die ähnliche Beobachtungen machten, schließlich sehr bittere Urteile über die Deutschen fällten und daß selbst die besten Freunde Deutschlands, die Schweden, von der Haltung bestimmter Deutscher sich ebenso abgestoßen fühlten, wie sie von dem Auftreten der Franzosen angezogen waren. Ein Holländer hat das Auftreten der Deutschen in Stockholm als die größte Niederlage gekennzeichnet, die Deutschland seit dem Kriegsende erlitten habe.

Dennoch wäre es falsch, bei der Klage und Anklage stehen zu bleiben. Erzbischof Söderblom hat in seiner Schlußpredigt im Dom zu Upsala im Anschluß an das Sonntagsevangelium von der Heilung des Taubstummen all jenen, die in Stockholm nicht hören und reden wollten, die Worte des Herrn zugerufen: „Ephata! mache die Ohren auf und höre, Ephata! mache den Mund auf und rede!" „Weh euch, wenn ihr von den Zeichen der Zeit nicht lernen wollt!" Diesen Ruf gilt es nun auch in Deutschland zu erheben und dem deutschen Kirchenvolk die Augen für das Große zu öffnen, das Stockholm für die Einigung der Christenheit bedeutet. Die deutsche Jugend, die als Gast nach Stockholm gekommen war, um in Glaube und Hoffnung an der Konferenz teilzunehmen und engen Austausch mit den Brüdern aus den ehemals feindlichen Ländern zu pflegen, dachte anders als viele offizielle Vertreter der deutschen Kirchen. Auf ihr ruht unsere Hoffnung. Sie allein ist imstande, aus den deutschen Kirchen den Geist nationalistischer Enge und Verblendung auszutreiben, welcher dem deutschen Luthertum seine religiöse Kraft raubt und das deutsche Volk in eine immer gefährlichere Isolierung hineintreibt. Allen Enttäuschungen des Augenblicks zum Trotz glauben wir, daß das große Werk der Kirchen- und Völkereinigung, das in Stockholm sich angebahnt hat, seinen Siegeslauf durch die Welt antreten wird, daß das Wahrheit werden wird, was wir im Lied des zeitgenössischen schwedischen Dichters Nathanael Beskow in Stockholm so oft gesungen haben:

Han kommer, han kommer, den dag, som vi bida,
Dess strålar vi skåda pa morgonens sky.
Än mörkret är mäktigt i dimmiga dälder,
Men dagen begynner pa höjderna gry.
Han kommer att stilla de sörjandes trängtan,
Han kommer att fylla de heligas längtan.

Han kommer, han kommer, den dag, som vi bida,
Då folken förenas i kärlek och tro,
Och himmelens Herre på jorden är konung
och de i hans skugga få saliga bo.
Den dag, som fullkommar de heligas böner,
Den dag, som vår tro med beskådande kröner.

Er kommt! Ja, er kommt, jener Tag, des wir harren,
Auf Morgenrots Wolken sein Licht wir schon schaun.
Noch herrschet das Dunkel in nebligen Tälern,
Doch glänzt auf den Höhn jungen Tags erstes Graun.
Er kommt, um zu stillen der Trauernden Tränen,
Er kommt, zu erfüllen der Heiligen Sehnen.

Er kommt! Ja, er kommt, jener Tag, des wir harren,
Da Völker sich finden in Liebe und Treu,
Der Herr aller Himmel wird König auf Erden,
Und selig die Menschheit sich gründet aufs neu,
Der Tag, der der Heilgen Gebete erfüllet,
Der Tag, der das Suchen im Schauen uns stillet.

Marburg Friedrich Heiler

II. Die wirtschaftlichen und sozialen Probleme auf der Weltkonferenz

1

Der Stockholmer Internationale Kongreß für Praktisches Christentum war für mich wie für ungezählte Kongreßteilnehmer ein ungeheures innerliches Erlebnis. Nicht nur, daß Vertreter von nahezu der ganzen nichtkatholischen Christenheit aus fünf Weltteilen zusammenkamen und aus den Kräften des Evangeliums heraus sich über eine Reihe wichtiger Fragen des menschlichen Zusammenlebens zu verständigen suchten, war das Bedeutsame. Mindestens ebenso wichtig und für den Teilnehmer bezwingend war der Geist, in dem das geschah. Ein Strom der Bruderliebe und ein Geist des Sichverstehen- und Sichvertragenwollens durchflutete die ganze Versammlung und riß die für Untertöne empfänglichen Teilnehmer selbst dann mit, wenn sie mit ziemlicher Skepsis zum Kongreß gefahren waren. Es gab Augenblicke auf dem Kongreß, wo man glauben konnte, die tiefsten Quellen des Evangeliums rauschen zu hören.

Aber der Kongreß wollte ja nicht in erster Linie gemeinsamen Gefühlen Ausdruck verleihen, sondern von Gefühlen zu Taten fortschreiten; es galt darum, wenn man bei den Taten mehr wollte als nur Augenblickseingebungen zu folgen, mit den Mitteln der menschlichen Vernunft die Voraussetzungen für praktische Stellungnahme und praktisches Tun bloßzulegen und dem Handeln festes Ziel und feste Richtung zu geben. Hat auch da der Kongreß Letztes und Tiefstes gegeben wie in der Grundstimmung, die Alle einte, hat er da alte Erkenntnisse vertieft und erweitert, neue in das Bewußtsein eingehämmert? Die Frage läßt sich nicht mit einem restlosen Ja beantworten, soviel Kluges und Neuartiges auch auf dem Kongreß gesagt wurde, namentlich gilt das für das Gebiet, von dem ich hier sprechen soll, dem Gebiet des *sozialen und wirtschaftlichen Lebens*.

2

Die Grundstimmung der Brudergesinnung und der Persönlichkeitspflege beherrschte auch die Behandlung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen auf dem Kongreß. Ziemlich einmütig trat hier die Forderung zu Tage, über die Beseitigung und Besserung von Einzelnöten hinaus müsse eine solche Gestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Ordnungen erstrebt werden, daß Menschenseelen nicht unter dem Druck der Not zermürbt und von ihrem Aufstieg zu Gott abgehalten werden. Die leicht mißverständliche Bemerkung eines deutschen Redners, die aus Jesu Wort „Arme wird es immer unter euch geben" einen gewissen Pessimismus bei der Bekämpfung irdischer Notstände glaubte ableiten zu müssen, wurde von dem holländischen Professor Slotemaker unter dem Beifall der Versammlung zurückgewiesen. So trat ein machtvolles Bekenntnis für eine entschiedene Sozialreform auf den verschiedensten Gebieten zu Tage, die zur Zurückdrängung des alten Mißtrauens der Arbeitermassen gegen die Kirche als eines Instrumentes zur Niederhaltung der wirtschaftlich Schwachen beitragen wird. Diese Stimmung war oft von einem stark antikapitalistischen Ressentiment beherrscht, wobei nicht immer klar zu Tage trat, ob man dabei gegen den Kapitalismus als produktionstechnisches Instrument oder bloß gegen den mammonistischen Geist in der kapitalistischen Welt zu Felde ziehen wollte. Am temperamentvollsten gingen dabei die Franzosen zu Werke, am meisten wohl der Feuergeist Elie Gounelle. Eine vollständige Umwandlung der bestehenden individualistischen Wirtschaftsordnung in eine sozialistische nach Marx-Engelsschem Muster wurde aber nur vereinzelt, so von einem schwedischen dem Pfarrstand angehörenden Reichstagsmitglied gefordert. Eine Reihe wertvoller Einzelbestrebungen und

Einzelreformen auf dem Gebiete des Schutzes der Jugendlichen, der Sonntagsruhe, der Arbeitslosenfürsorge, der Wohnungsreform, der Familienhilfe, der Alkoholbekämpfung, des Strafvollzugs u. a. wurden dabei bekannt gegeben. Auch wenn man der Meinung ist, daß die Ableitung bestimmter technischer Einzelforderungen aus den Kräften des Evangeliums heraus auf protestantischem Boden eine Unmöglichkeit darstellt, konnte ihre Darlegung immerhin begrüßt werden, weil sie zeigte, wie aus christlichem Gewissen heraus an der Verbesserung irdischer Notstände gearbeitet werden kann und gearbeitet worden ist und das da und dort Erstrebte und Erreichte auch anderwärts zur Nachahmung anreizen wird.

3

Konnte so die Grundstimmung bei der Behandlung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme nur volle Befriedigung auslösen, so darf anderseits nicht verschwiegen werden, daß der Kongreß nur selten zur Erkenntnis der vollen Schwere und Tiefe sozialethischer und sozialpolitischer Probleme und Spannungen vorgedrungen ist. Ich denke da vor allem an vier Punkte:

In erster Linie hätte der Kongreß viel tiefer, als er es getan hat, die Vorfrage erörtern müssen, ob die christliche Religion es überhaupt mit den Ordnungen dieser Welt zu tun hat, ob sie eine rein innerpersönliche Angelegenheit ist und ihre ethischen Weisungen nur für die Privatmoral gelten oder ob sie auch eine die weltlichen Ordnungen gestaltende und durchströmende Kraft darstellt. Man wende nicht ein, daß der Kongreß mit seinem bloßen Dasein und mit der ihm eigenen Problemstellung diese Frage ohne Weiteres bejaht habe. Wenn es in der nichtkatholischen christlichen Welt, die dieser Kongreß zu vertreten berufen war, weite Kreise gibt, die diese Frage verneinen, dann mußte der Kongreß sein Daseinsrecht auch theoretisch vor sich selbst rechtfertigen. Das sollte auch zu Beginn bei dem Gegenstand der Tagesordnung geschehen, der sich mit der Verpflichtung der Kirche gegenüber den Zielen beschäftigen sollte, die Gott der Welt bestimmt hat. Wenn die Auseinandersetzung über diesen Punkt nicht zu dem erhofften großen Streit der Geister führte, wenn ihr die eigentliche dramatische Zuspitzung fehlte, so deshalb, weil im Grund keiner der Hauptredner die Grundlagen des anderen in ihrer vollen Tiefe erfaßt und sich mit ihnen auseinandergesetzt hat. Am ansprechendsten war noch der Franzose Wilfred Monod. Der deutsche Landesbischof Ihmels, ein Lutheraner von vornehmer Prägung, fand trotz würdiger und eindrucksvoller Darlegung seines Standpunktes nicht den Ansatzpunkt für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den Andersdenkenden, und bei dem amerikanischen und dem englischen Redner konnte infolge des Mangels einer gründlich wissenschaftlich-theologischen Schulung nach deutschen Begriffen auch die Grundlegung für eine Bejahung der diesseitigen Aufgabe des Christentums nicht überzeugend wirken. So kam es, daß wichtigste Fragen wie die der Eigengesetzlichkeit der weltlichen Ordnungen, die erst Licht über das ganze Problem werfen, kaum gestreift wurden.

Dieser Mangel bei der Behandlung der Vorfrage mußte naturgemäß auch seine Wirkungen bei einer zweiten Frage ausüben, wo ein gewaltiger Kampf auf dem Kongreß hätte ausgefochten werden können, im Grund aber nur kleine Feuerlein angezündet worden sind, bei der Frage: inwieweit alle Verbesserung äußerer Ordnungen und Verhältnisse an den tragischen Spannungen unseres Daseins mit seiner Sünde, seiner Schuld, seinem Leid etwas zu ändern vermag. Das Buch von Erich Stange ließ eine solche Auseinandersetzung zwischen dem Pessimismus des Luthertums und dem Kulturoptimismus der angelsächsischen Welt erwarten. Wenn zwar gelegentlich Blitze zuckten wie bei der Rede von Ihmels und Anderen, aber kein Gewitter losbrach, so wiederum deshalb, weil Keiner die letzten Grundlagen des Anderen zu tiefst erfaßte. Die meines Erachtens geglückten Versuche, eine Synthese zwischen den scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen der beiden Auffassungen herzustellen, wie sie der Holländer Slotemaker, der Schwede Billing, der Däne Ammundsen machten, kamen trotz wuchtiger Darstellung nicht zur vollen Auswirkung, weil sie nicht zeitlich hintereinander abrollten. Nebendem übersah der Kongreß bis auf Bischof Billing und dem oder jenem Anderen auch die außerordentliche Verschlungenheit der sozial-ethischen Problemstellungen und machte sich dadurch die vorgeschlagenen Lösungen zu leicht.

Am stärksten freilich trat die Unzulänglichkeit der Behandlung bei einer dritten Frage zu Tage, deren Bedeutung der großen Masse der Kongreßteilnehmer verborgen blieb, und bei der derzeitigen Mentalität unserer christlichen Sozialreformer notwendig verborgen bleiben mußte: bei der Frage der wirtschaftlichen Möglichkeit aller sozialen Reform und den wirtschaftlichen Auswirkungen aller sozialen Reformmaßregeln. Von der tragischen Spannung, in der der Christ lebt, der den Liebesgedanken des Evangeliums in der Welt verwirklicht sehen möchte, aber die Grenzen erkennt, die die Kargheit der äußeren Natur und die Verkettung menschlicher Ichsucht mit wirtschaftlichem Fortschritt einer weitreichenden Verwirklichung des Liebesgedankens zieht, war nichts zu spüren. Man bewegte sich in den ausgefahrenen sozialpolitischen Geleisen; mit Ausnahme jenes englischen Brotherrn von 30 000 Arbeitern, der in knappen Sätzen wie dem: „Ohne Gewinn kein Kapital, ohne Kapital keine Industrie" die soziale Funktion des Kapitalismus kennzeichnete. hielt wohl die überwältigende Anzahl der Kongreßteilnehmer die Bestrebungen der Gewerkschaften auf Abkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne für den letzten Schluß der sozialpolitischen Weisheit und für die einzig mögliche Verwirklichung evangelischer Liebesgedanken. Es wurde nicht geahnt, daß jene gewerkschaftlichen Forderungen, die in einer Zeit des Zusammentreffens technischen Fortschritts und wirtschaftlicher Blüte wie vor dem Kriege ohne Gefährdung der Lebens- und Konkurrenzfähigkeit der west- und mitteleuropäischen Industrie durchgesetzt werden konnten, nicht für alle möglichen Lagen der Konjunktur und des Volksreichtums den vom Standpunkt des Liebesgedankens aus bestmöglichen Zustand der Dinge garantieren, und daß hier ein Umdenkungsprozeß größten Stils einsetzen muß, wenn wir nicht statt in einen Zustand sozialen Fortschreitens in einen tiefen Sumpf geraten wollen. Außer dem erwähnten englischen Arbeitgeber hat wohl nur der schwedische Bischof Billing, einer der kommenden Männer, etwas von dem Ernst dieser Dinge zum Ausdruck gebracht. Die Probleme, um die es sich hier handelt, können aber hier nur angedeutet werden.

Und schließlich kam für meinen Begriff nicht zu vollem Ausdruck die Notwendigkeit einer Vertiefung und Neubegründung einer christlichen Berufsethik unter den gewandelten wirtschaftlichen und sozialen Verhälnissen, nachdem die Luthersche und die Calvinsche Berufsethik trotz ihrer dauernden Werte doch für unsere Zeitverhältnisse mit ihren eigenartigen Problemstellungen nicht mehr zureichen. Am wertvollsten und innerlichsten waren hier die Darlegungen von Professor Mahling, bei dem ein innerliches Wachsen von Jahr zu Jahr erkennbar ist, während der Vizepräsident des finnischen Landtags Virkunnen nicht auf der Höhe stand. Das Problem der kaufmännischen Berufsethik, der Preisbildung im wirtschaftlichen Verkehr wurde kaum gestreift. Und doch liegen hier wichtigste Aufgaben für die Zukunft des Christentums überhaupt. Mit den allgemeinsten Allgemeinheiten, die hier heute in christlichen Kreisen im Schwang sind, ist wenig gedient.

4

Welche Rolle hat bei all diesen Erörterungen über die wirtschaftlichen und sozialen Probleme die deutsche Delegation, der doch die Behandlung dieser Probleme vorzugsweise übertragen war, gespielt?

Sie war, wie nicht geleugnet werden darf, einseitig zusammengesetzt. Es überwog ganz eindeutig das sogenannte positive Element. Sie enthielt gewiß eine Reihe vortrefflicher Männer und Frauen aller Richtungen, aber es war doch eine ganze Anzahl von Mittelmäßigkeiten vertreten, die das Gesamtniveau der deutschen Delegation herabdrückten, so daß sie keinesfalls eine Widerspiegelung der wertvollsten Kräfte des evangelischen Deutschtums darstellte. Mag sein, daß der deutsche evangelische Kirchenausschuß, der die Auswahl vollzog, den Begriff der „Vertretung der offiziellen Kirchen" zu schematisch dahin auslegte, daß vorzugsweise Mitglieder der Kirchenregierungen entsandt werden sollten. Außerdem trat auf dem Kongreß eine eigenartige Vermengung von „positiven" Gedankengängen mit parteipolitischen Tagesströmungen zu Tage, die zu einer Verflachung und Banalisierung bei der Behandlung der Beratungsgegenstände führte. Wo man eine tiefere Versenkung in das Problematische der Sache gewünscht, wo man gehofft hätte, etwas von Spannungen im Innern des Redners herauszuhören oder herauszufühlen, wurden fertige Lösungen und runde Formeln geboten. Was wir als heiligstes Erbgut der Deutschen seit den Tagen der Reformation zu verehren geneigt sind, jenes Zerreiben der Gehirne an den Fragen, die uns quälen, war schmerzvoll überschattet.

Darunter litt die deutsche Leistung namentlich zu Beginn der Tagung und büßte so den Charakter des großen Wurfes ein, den sie als Ganzes hätte darbieten können. Sie konnte sich darum freilich immer noch mit dem messen, was andere Nationen leisteten. Ganz unzureichend war das Referat von Professor Kähler aus Greifswald, das von deutscher Seite den Auftakt zu den Verhandlungen über die wirtschaftlichen und sozialen Fragen hätte bilden sollen; man wende nicht ein, daß der Redner infolge der Redezeit von sieben Minuten in einer schwierigen Lage war; andere Redner haben in der gleichen Zeit Wertvollstes zu sagen gewußt. Auch die Rede von Frau Müller-Otfried über die Beziehungen der Geschlechter, mit der man sachlich in Vielem einverstanden sein konnte, streifte oft ans Banale, während ihre Reichstagskollegin Oberin v. Tiling bei ihrer Diskussionsrede über den gleichen Gegenstand ansprechendere Töne fand; daß man in diesen Dingen die christlichen Ideale hochhalten und doch etwas von einer tragischen Spannung in der ganzen Not des geist-leiblichen Menschen verspüren lassen kann, hat seinerzeit der Evangelisch-Soziale Kongreß in Straßburg 1907 mit den Referaten von Wegener und Marianne Weber bewiesen. Reichstagsabgeordneter Mumm setzte allzu leicht die christliche Sozialethik und die Ideenwelt der christlichen Gewerkschaften einander gleich. Erfreulich hoben dann andere deutsche Redner wieder das Niveau. Die Auseinandersetzung von Direktor Steinweg von der Inneren Mission über die christliche Liebestätigkeit und das soziale Problem war eine achtbare Leistung, Bodelschwingh Sohn erquickte durch die Wärme und Feinheit der Darstellung bei der Behandlung der Erwerbsarbeit der Jugendlichen, Direktor Spiecker gab wertvolle Anregungen für die Arbeitsgemeinschaften, das Referat von Springer über die Arbeitslosigkeit enthielt tiefe und wertvolle Gedankengänge. Auch Prälat Schoells einleitender Bericht über die Kirche und die moralischen und sozialen Probleme sprach an; erfrischend wirkte die kurze Diskussionsrede der sprühend lebendigen Heimarbeiterinnenführerin Margarete Behm über Heimarbeit und Familie und Gutes bot Herz über das Wohnungselend. Wilhelm Stählins Rede über die religiöse Einstellung der Jugend war eine kluge und tapfere Leistung. Einen der Höhepunkte der Verhandlungen über die sozialen Probleme bildete, wie schon erwähnt, die Rede von Mahling über Berufsethik mit ihrer Innerlichkeit und Eindringlichkeit, sehr beachtlich war das Referat unseres Reichsgerichtspräsidenten Simons über die Bekämpfung der Verbrechen. Auch die Reden von Professor Gonser über die Alkoholfrage und vom Reichstagsabgeordneten Behrens über richtigen Gebrauch der Freizeit boten mancherlei Anregung. Die Rede von Brunstäd über das Evangelium und das öffentliche Leben bei der öffentlichen Abendversammlung war rhetorisch gut und enthielt wertvolle Gedanken, entbehrte aber meinem Empfinden nach der überzeugenden Kraft. So traten schließlich doch auch wertvolle Aktivposten für uns auf diesem Gebiete zu Tage.

5

Gefühle der Befriedigung ringen mit Stimmungen eines gewissen Unbefriedigtseins, wenn man rückblickend die Gesamtbehandlung der sozialen und wirtschaftlichen Probleme auf dem Kongreß noch einmal überschaut. Über die mangelnde Einsicht in die unendliche Verschlungenheit der einschlägigen ethischen Probleme und die unendliche Kompliziertheit der einschlägigen wirtschaftlichen Zusammenhänge und Fragestellungen auf dem Kongreß wird man freilich nicht so leicht hinwegkommen. Hier hat die christliche Forschungsarbeit erst noch einzusetzen. Das hat Bischof Billing klar herausgefühlt, als er dem Kongreß seinen Antrag auf Errichtung eines Internationalen Forschungsinstituts für christliche Sozialethik unterbreitete, und der Kongreß selbst, als er sich diesen Antrag zu eigen machte. Von diesem Institut, seinen Voraussetzungen und Möglichkeiten, aber auch von den Gefahren, die es umlauern, soll in einem besonderen Aufsatz in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift gesprochen werden.

Frankfurt a. M. Ernst Cahn

III. Die Mentalität von Stockholm

1. Die ökumenische Mentalität. 2. Die protestierende Mentalität. 3. Der Kathedersozialismus. 4. Ost und West

1

Eine christliche Konferenz wäre keine Erscheinung von großen Ausmaßen, und sollte sie äußerlich noch so großartig angelegt sein, wenn sich in ihr nicht eine entsprechende Mentalität kund täte. Sonst könnte man, wie dies von Seiten eines Vertreters der sogenannten negativen Theologie geschehen ist, von einem kirchlichen Zirkus sprechen. Aber Stockholm wäre ohne eine neue Mentalität überhaupt nicht zu Stande gekommen. Wir nennen diese neue Mentalität die ökumenische. Sie war Voraussetzung und bildende Kraft zugleich. Sie übersprang nie überbrückte Klüfte; sie vereinigte scheinbar Unvereinbare; sie gab die Weite, die dazu gehört, alle dogmatischen Streitfragen bei Seite zu setzen. Stand nicht Kant, jener geheime, selten verstandene, nie fortgesetzte Kant hinter dieser Konferenz der Kirchen? Primat der praktischen Vernunft!? Diese mitteleuropäische Weite, die wir unsrer Philosophie verdanken, schrieb über das Tor zu Stockholm: Hier wird nicht gestritten! Hier wird gehandelt! Primat der Praxis! Der deutsche Anteil an der ökumenischen Mentalität! Aber nie überbrückte Klüfte überspringen? das können wir Deutsche nicht; dazu sind wir unfähig; dazu gehört die Naivität des Amerikaners, die Problemlosigkeit des Kolonialvolkes in der Neuen Welt. Endlich das Vereinigen der Unvereinbaren, dazu gehört — Liebe, jene Liebe, die wiedergeliebt sein will, leidende und mitleidende Liebe, verzeihende, aber zugleich werbende Liebe. Die kam von den Kirchen des Ostens.

Sie waren das Salz bei Herrichtung der Gesamtspeise des Weltprotestantismus. Sie verhinderten, daß wir nur „unter uns" gewesen wären. Sie gaben Weihe, ohne zu

knechetn, Tradition, ohne zu binden — einfach durch ihr Dasein. Gewaltig empfand man bei ihnen die russische, durch die Sowjets verschuldete Lücke; erst wenn auch das Volk der Russen kommt, wird der Zusammentritt von Orthodoxie und Weltprotestantismus epochemachend werden. So überragten die Griechen, die manche als theatralisch empfanden und die Ärgernis erregten durch Eitelkeiten, die man unter ihnen bei solchen finden konnte, welche nur Überlieferung, aber kein Kirchenvolk hinter sich haben. Jedoch wer im Ärgernis hängen blieb, hat nicht das unromantische Fluidum eingeatmet, das — ungeachtet ihrer äußeren Tracht! — von ihnen ausging, auch dann, wenn sie im europäischen Straßenanzug erschienen. Gegenüber dem abendländisch-praktisch orientierten Programm, zu dem sie nichts beisteuern konnten, waren sie ein von Nathan Söderblom weise erstrebtes inneres Gegengewicht. Man denkt an die Philosophie der modernen neuorthodoxen Russen, die als Ontologen den Überwert des Seins verkünden. Es gibt wirklich ein anderes Sein als jenes uns aus der römisch-katholischen Scholastik bekannte abstrakte latinisierte Wort — ein Sein, von dem Ströme lebendigen Wassers ausgehen. Für die Atmosphäre des Weltkonzils waren die östlichen Christen bestimmend. Gegenüber Persönlichkeiten wie Söderblom, Winchester, Ihmels, Monod, Deißmann, Brent, Slotemaker, Hadorn usw. usw. stellten sie einen der Ewigkeit nahen Typ, hatten nicht so sehr Personen als Atmosphäre. Hier heißt es denn einmal: Wer riechen kann, der rieche!

Wie gesagt, es waren ihnen die praktischen Fragen, da außer den dogmatischen Problemen leider auch die geistigen ausgeschaltet waren, nahezu fremd. Sie fangen mit ihnen erst an, sind aber aufgeschlossen und erbitten sich, wie es mir von Bulgarien aus geschah, Material, und werden durch die in Rumänien und Bulgarien im Vordergrund stehende Agrarfrage uns später noch sehr beschäftigen. Bis jetzt ist eben die östliche Kirche nach der weltlich-praktischen Seite nicht produktiv gewesen; das ist ihre Schattenseite gegenüber Katholizismus und Protestantismus, den beiden praktischen Kirchen. Bedeutsam konnten die östlichen Kirchen nur in dem letzten der in Stockholm gestellten Fragekreise mitsprechen: Zusammenarbeit der Kirchen. Nicht ohne Grund hatte hier der Metropolit von Thyatira, Erzbischof Germanos, Verbindungsmann des Ostens mit dem Westen, deshalb in London stationiert, das einleitende Referat. Keine andere Kirche hat einen so sicheren und zugleich entartungsfreien Kirchenbegriff wie die östliche Kirche, in der die beiden bedenklichen Gegensätze des römischen Zentralismus und des protestantischen Dezentralismus — den allerdings die nordische und die anglikanische Kirche wenig zeigen — vermieden sind. Kein Kirchentum kann daher unbeschadet seines Selbstgefühls so tolerant und milde auftreten als das östliche. Gewiß sind sie nicht zu allem zu haben; um zur Abendmahlsgemeinschaft zwischen ihnen und dem Abendland zu kommen, wird noch manches geklärt werden müssen, und da gerade dogmatische Fragen; denn selbst die Anglokatholiken, die nächst den Orthodoxen tiefst ökumenischen, die aber das Zusammentreffen mit dem Osten von der einseitigen Blickrichtung auf Rom noch befreien muß, brachten es in diesem Sommer bei der großen anglikanisch-orthodoxen Zusammenkunft in England nicht dazu; aber das ist eben die richtige Einstellung des Gläubigen, daß er zugleich bekenntnishaft streng und praktisch-liberal ist. Mit Recht wehrte sich der bulgarische Bischof Paissij in einer feinen Rede gegen das Missionieren innerhalb der Christenheit, seitens der römischen Kirche und, wie er sagte, „seitens einiger reicher protestantischer Denominationen" — das sei hier ausdrücklich wiedergegeben. Die östlichen Kirchen haben die Aufgabe, die Eigenart zu wahren und doch sich ganz ökumenisch zu öffnen, für sich gelöst, allerdings unter Verzicht auf Praxis und auch Heidenmission. Jedenfalls können wir das Eine von ihnen lernen, daß das ewige, ermüdende Gerede von der Eigenart der Kirchen und der Völker, das immer wieder aufkam, der ökumenischen Mentalität widerspricht. Eigenart „hat" man, aber man spricht nur in Notwehr davon. Man kultiviert sie nicht, und man gibt sie auch nicht preis. Eigenart ist ja immer gemischt aus gottgewollten Schöpfungskräften und sündevergifteten Spaltungssäften. Jedes Betonen der Eigenart verrät Angst und Eigensucht, zwei Sünden wider den Geist der Ökumene. Jedes Betonen der Eigenart verrät, daß die Eigenart schwach und unsicher ist. Die innere Vorbedingung für Stockholm mußte Beten und liebendes Erwarten sein, Offensein der Seele und des Geistes, Bereitschaft der Hand und der Zunge. Wie Wenige oder wie Viele haben diese Vorbedingung erfüllt!?

2

Auf der Konferenz wurde eine innere und äußere Spannung zwischen den Deutschen und den Angelsachsen sichtbar. Man sprach wieder und wieder von zwei Typen, dem optimistisch-aktivistischen und dem eschatologisch-passivistischen. Ein Amerikaner sagte richtig, man solle nicht soviel generalisieren. Auch steckte auf deutscher Seite viel Hochmut in solchen Typisierungen, als verdankte man nicht die Tatsache der Konferenz, ihr äußeres Zustandekommen doch gerade dem amerikanischen Optimsimus. Und ein Däne sagte treffend, er sei durch die Calvinisten Angelsachsens ein besserer Lutheraner geworden. Die Amerikaner haben anderseits zum Teil durch Mangel an Verstehenkönnen gefehlt. Man nannte uns manchmal nur die „Bremser". Die Engländer verstanden die Deutschen besser. Aber es war auch oft unerlaubt, sich so, wie es von unserer Seite aus geschah, auf die Eschatologie, die doch auch bei uns erst eine neue Mode ist und um deren willen noch ein Albert Schweitzer vor einem halben Menschenalter theologische Verfolgungen erdulden mußte, auszuspielen. Auf Eschatologie darf man sich nie berufen, sonst kommt man auf den Standpunkt des Jan van Leyden Denn wenn z. B. der Krieg zu den unvermeidlichen Schrecken der Endzeit gehört, dann auch die Hurerei und alle sonstigen Sünden. Wo steckt der Unterschied? Wenn man sich auf die Eschatologie „beruft", beruft man sich auf die Sünde! Wehe solchen! Man muß Eschatologie haben, muß Kräfte der Endzeit in sich, seinen Worten, seinen Gedanken, seinen Gebärden, seinen Taten tragen. Aber eschatologische „Prinzipien" sind unkeusch und führen in irgendeinen Wahn, und sei es der Wahn der Nüchternheit, der auch ein Wahn ist. Und darin wurde von uns in Stockholm schwer gesündigt. Es ist z. B. bequem, auch wenn es unter einem Aufwand von tiefen Gedanken geschieht, bei dem Problem Recht-Macht alles irdische Rechk auf Macht zurückzuführen und das göttliche Recht so unsichtbar zu machen, daß man nichts mehr davon wissen kann; welchen Grund sollten dann übrigens unsre politischen Gegner haben, das besetzte Gebiet zu räumen, wenn das wahre Recht doch unerkennbar ist? Das möge sich der denkerisch so stark veranlagte Präses Wolff von der rheinischen Provinzialsynode überlegen. Dieser „praktische Barthianismus" ist noch gefährlicher und zerstörender als der theoretische. Um wieviel mehr, als er doch nur auf eine Metaphysizierung unsrer augenblicklichen Lage hinausläuft! Wenn boshafte Zungen einer vom Finanzkapital stark gelesenen Zeitung nachsagen, daß sie das von ihr jetzt entdeckte Christentum bei steigenden Kursen schnell vergessen werde, so würden unsere negativen Theologen von Stockholm sehr schnell alle Eschatologie und alle Leidenstheologie vergessen, wenn sie wieder eine Armee marschieren lassen könnten. Darin lag das nicht wahrhaft Echte und ungenügend Glaubwürdige in der „protestierenden Mentalität", daß sie doch allzu sehr auf eine Säkularisierung des verlorenen Krieges hinauslief und

dazu die Tiefe unserer Reformatoren mehr miß- als gebrauchte. Wo das nicht der Fall war, wo nicht aus der Not eine Tugend gemacht wurde, sondern die Tugend wirklich da war, wie bei Bischof Ihmels, bei Generalsuperintendent Blau von Posen und bei einigen Rednern Finnlands und der Randstaaten, die ja ebenfalls Vertreter der protestierenden Mentalität sind, wirkte das Negative ganz als Bekenntnis, riß mit, und hatte dann jene gewaltige Wirkung, die im reformatorischen Christentum liegen „kann". So sagte Jemand über Ihmels: „Der glaubt wirklich." Deshalb brachte aber auch Ihmels es fertig, gegenüber den beschämenden und pharisäischen Selbstverhimmelungen einiger deutscher Redner mit starker Stimme durch den Sitzungssaal zu rufen: „Die Kirche bekennt ihre Sünde."

Echte und unechte protestierende Haltung lassen sich genau scheiden, und zwar folgendermaßen: Wo das Wartenwollen nur den westlichen Gottesreichsorganisierer trifft, aber nicht auch den ökumenisch Liebenden des Ostens, da ist die protestierende Mentalität echt und salzt die Erde.

3

Es ist dringend nötig, ein Wort über die sachliche Mentalität in den praktischen Fragen selber zu sagen. Und zwar nicht über die verschiedenen Stellungnahmen, sondern über die allgemeine philosophische Form und sprachliche Ausdrucksweise. Die Kirche hat den Kathedersozialismus rezipiert. So kann man das Ergebnis von Stockholm darstellen. Aber sie muß es dann ertragen, wenn mit Recht gesagt wird: „Das ist noch nichts!" Denn dann ist sie ein volles Menschenalter zurück. Vom Holländer Slotemaker abgesehen kam die Wirklichkeit, die hinter dem Sozialismus steht, überhaupt nicht zu Wort. Man sprach die Sprache des Naturrechts. Man moralisierte. Aber gegen die moralische Behandlung der praktischen Fragen wendet sich der Sozialist. Er bleibt auch in Stockholm unerlöst. Er kann erst erlöst werden, wenn die Kirchen eine andere Sprache als die des Naturrechts und der Moral führen. Dies können die Katholiken schon und vielleicht besser; jedenfalls haben sie dafür eine stärkere Überlieferung. Aber was sie nicht können, ist die Moralmentalität überwinden. Man hat aber auch in Stockholm diese Aufgabe noch nicht gesehen. Die offizielle Kirche vermag es allerdings auch nicht. Aber die inoffizielle muß diesen Ruf von Stockholm empfangen. Die Kirche hat nicht nur soziale Feststellungen zu machen und ethische Prinzipien zu formulieren, sondern sie hat den Glauben an die Lösung der Sozialen Frage zu wecken, sie hat die Kräfte der Liebe in ihre Worte einströmen zu lassen, sie hat als Arzt zu handeln und nicht nur als Grabredner. Hier heißt es über den Kathedersozialismus hinauskommen, den sich ja heute bezeichnenderweise ebenso die sozial Reaktionären angeeignet haben, wie sich die kirchlich Positiven den metaphysischen Idealismus einverleibten, nachdem man in beiden Fällen erkannte, daß weder der Kathedersozialismus noch der philosophische Idealismus wirklich gefährlich seien, wohl aber beide die Situation in einer dem Christentum gegenüber vergrämten Menschheit äußerlich erleichtern und bequem machen. Über den Kathedersozialismus hinaus, durch den politischen Sozialismus hindurch, in den christlichen Sozialismus hinein! auf daß die Kirche nicht nur moralisiere, sondern mit ihren Worten als bloßen Worten wirklich handele — das ist die durch Stockholm unserer Mentalität gestellte Denk- und Sprachaufgabe. Dazu aber muß das abendländische Denken, in dem heillosen Wechselspiel von Rationalismus und Irrationalismus befangen, durch das morgenländische in eine pneumatische Höhe gehoben werden. Nur die Durchdringung des westlichen und des östlichen Christentums kann es vielleicht vollbringen. Daß sie aber nicht nur zum Programm gemacht wird, sondern wirklich zu geschehen beginnt, dafür hat Stockholm gesorgt: Christus der Heiland der Welt!

4

Deshalb aber muß eindringlich vor einer baldigen Wiederholung der Weltkonferenz gewarnt werden. Der Fortsetzungsausschuß genügt. Hierbei wird, so hoffen wir, die deutsche Kirche, bei der demnächstigen endgültigen Festsetzung ihrer Delegierten sich nur von rein kirchlichen und menschlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Wir brauchen in unserer Delegation ökumenische Christen, die keineswegs ohne einen Einschlag von protestierender Mentalität zu sein brauchen; im Gegenteil, sie sei ihnen gewünscht, aber als Kraft und nicht als Schwäche. Sodann müssen es Weltmänner, sprach- und menschenbegabte, sein und nicht Biedermeierdeutsche und Krähwinkler. Schließlich müssen es un- oder überpolitische Menschen sein, die — ob rechts, ob links orientiert — sich nicht von parteiischen Gesichtspunkten tragen lassen. Diese drei Wünsche seien denen mitgegeben, die die Männer zu bestimmen haben. Handeln sie anders, so wird dadurch doch nichts geändert, sondern wir werden nur um so mehr ausgeschaltet sein und uns mit der Wechselrolle des enfant terrible und des deutschen Michel zu begnügen haben. Wer das für deutsch hält, den halten wir für un- und widerdeutsch.

Es wird aber uns nicht gelingen, die richtigen Männer zu finden, die mit Geist gesalbt sind, wenn wir uns nicht dem Osten öffnen. Als Brücke kann die Eschatologie dienen, die ja in manchen Menschen des östlichen Christentums viel stärker lebt als bei uns zivilisierten Christen Mitteleuropas. Vom Osten Lux, vom Westen Lex! wurde auf der Konferenz scherzhafter Weise gesagt. Lux und Lex aber bedürfen der Vermittlung durch das Wort selber. Er, der einige Mittler, gebe uns zwischen Ost und West, zwischen Lux und Lex wohnenden Deutschen, Nord- und Mitteleuropäern die Gnade geheiligter Worte, die die Kraft der Vermittlung hätten! Erst wenn zwischen Lux und Lex, zwischen den Christen des Ostens und denen des Westens wirklich „gesprochen" wird, ist die christliche Ökumene begründet. Jetzt sind nur Bausteine zusammengebracht, noch ist das Fundament des Baues nicht gelegt, geschweige denn der Bau selber begonnen. Der Leib des Auferstandenen blutet noch aus tausend Wunden.

Bochum-Heidelberg Hans Ehrenberg

IV. Oslo und Stockholm

1. Die Lutheraner in Oslo und Stockholm. 2. Die Resultate von Stockholm. 3. Die Nationen in Stockholm. 4. Die Aufgabe des Weltprotestantismus

1. Die Lutheraner in Oslo und Stockholm

Es war nach der Ansicht Vieler, auch vieler Lutheraner, kein besonders glücklicher Gedanke gewesen, unmittelbar an die Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm sofort die achtzehnte Haupttagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz in Oslo (Christiania) anschließen zu lassen. Man hoffte wohl unter Anderem damit die Besucherzahl zu erhöhen; aber man hatte doch nicht mit den ungeheuren Anstrengungen der Stockholmer Tagung gerechnet, die es Manchem, der in Oslo schon angemeldet war, doch im letzten Moment nahelegten, nicht eine neue Konferenz, sondern irgendeinen stillen Ort zur Erholung aufzusuchen. So litt die lutherische Tagung in Oslo in mehr als einer Beziehung unter dem Schatten von Stockholm. Aus den nordischen Ländern (mit Ausnahme von Norwegen natürlich) war eine sehr geringe Zahl von Teilnehmern da: kein einziger der schwedischen und dänischen Bischöfe, die sonst zur Konferenz halten; aus Finnland nur zwei Teilnehmer, nämlich Bischof Gumerus, der Festprediger, und ein Abgesandter des greisen Erzbischofs von Abo, der seinerzeit den Hauptprotest gegen Stockholm eingelegt hatte. Aus Schweden stehen in der Teilnehmerliste, die ausgegeben wurde, 20 Namen, deren Träger wohl zum großen Teil der „Schartauischen Richtung" angehören, aus der heraus seinerzeit der Protest

gegen die Söderblomschen Konferenzpläne in der Gothenburger Stiftszeitung veröffentlicht wurde (vgl. CW 29/30 Sp. 665). Aus Dänemark sind es kaum die Hälfte. Das Hauptkontingent der Konferenzbesucher stellten die Deutschen, teils solche, die das lutherische Pflichtbewußtsein trotz überstandener Anstrengungen aus Stockholm herübertrieb; noch mehr solche, die aus den lutherischen Gebieten Deutschlands die teilweise verbilligte Nordreise lockte.

Noch ungünstiger, als durch die Verkoppelung mit Stockholm, erwies sich der Tagungsort durch die eigentümlichen örtlichen Schwierigkeiten und Gegensätze zwischen der staatlichen Theologischen Fakultät an der Universität Oslo und der von Gemeinschaftskreisen finanzierten „Gemeindefakultät" daselbst. Schon in der Vorbereitung der Tagung war es da zu Zwischenfällen gekommen, so daß u. A. die bisherigen Leiter der norwegischen Organisation der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz, die Professoren der Staatsfakultät Lyder Brun und Michelet, aus der Konferenz ausscheiden zu müssen glaubten. Und während der Tagung selbst machte der Systematiker der Gemeindefakultät Professor Hallesbye, ein einflußreicher Führer der weitverzweigten, keineswegs rein lutherischen, sondern auch von angelsächsischen Einflüssen durchsetzten Gemeinschaftsbewegung in Norwegen, einen Vorstoß im Namen des reinen Luthertums. In der Abwehr bewies Bischof D. Ihmels, der erste Vorsitzende der Konferenz, seine meisterliche Kunst, persönliche und sachliche Gegensätze durch Hinweis auf das Wesentliche lutherischer Verkündigung, ja schließlich durch eine Gebetshaltung, zu der er seine Zuhörer zu bewegen weiß, zu überbrücken. Jedenfalls folgte er nicht der „donatistischen" Fragestellung, konnte aber andererseits betonen, daß die Tagung mit den Themen und Darbietungen ihrer Vorträge völlig in der Linie der alten lutherischen Konferenztradition sich bewege.

Das war in der Tat der Fall. Eingeleitet wurde die Konferenz durch eine Eröffnungsfeier, bei der auch der norwegische König einige Begrüßungsworte sprach und in deren Verlauf der Dekan der Gemeindefakultät Professor D. Olaf Moe über „Nicänum und Luthertum" einen sehr gelehrten dogmengeschichtlichen Vortrag hielt. Er bemühte sich um den Nachweis, daß das Nicänum auch heute noch für das Luthertum seine Wahrheitsgeltung habe, weil es aus dem Streben nach Heilsgewißheit entstanden sei. In den drei Hauptversammlungen sprachen Professor O. Ihlen von der Osloer Staatsfakultät über „die bleibende Eigenart der lutherischen Kirche", Professor D. Carl Stange aus Göttingen über „Es ist in keinem Andern Heil" und Professor D. Bachmann aus Erlangen über „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Jeder suchte dem allgemeinen Thema eine persönliche Gegenwartsnote beizufügen: Ihlen durch starke Betonung der „Kontrastharmonie", in der das Luthertum eine objektive und eine persönlich-subjektive Tendenz in „paradoxer Einheit" zusammenhalte; Stange durch langwierige Auseinandersetzung mit dem katholischen Wahrheitsanspruch der päpstlichen Infallibilität; und Bachmann durch warmherzige Darlegung des Lutherischen „freiheitlichen Prinzips der Beugung" unter die „abschließende Offenbarung der Schrift". Interessant waren in der Diskussion über Bachmanns Vortrag die Ausführungen eines lutherischen Missionars aus China, der die Anwendung der Gedanken Justins über den Logos spermatikos auf die Missionspraxis forderte. „Gott ist größer, als wir alle denken." „Er hat sich auch geoffenbart in den Religionsurkunden und religiösen Menschen Chinas." Ihnen muß man Christus als „Ergänzung" predigen, „der gekommen ist, zu erfüllen".

Die anwesende Jugend, die bei allen drei Hauptvorträgen das Eingehen auf die sie bewegenden Gegenwartsprobleme vermißte, fand ihre Befriedigung in dem Vortrag des „Reichsjugendwarts" Lic. Erich Stange aus Leipzig, der mit dem Thema „Die lutherische Kirche und ihre Jugend" ganz allgemein scharfe Worte über die Jugendnot der Kirchen redete und sodann betonte, daß das Luthertum zur Lösung der Aufgabe, die Jugend mit ihrem religiösen Suchen in die Kirchen einzubauen, ein besonderes Charisma besitze. „Tritt im Luthertum hinter der Predigt der Rechtfertigung alles Andere zurück, so spricht es besonders deutlich zu den Gewissen der jungen Menschen." Die Rechtfertigungslehre „jenseits aller Moral" und die Betonung der objektiven Werte in Wort und Sakrament kann zu einer Wiederentdeckung der Kirche seitens der Jugend führen. Und aller Weisheit seitens der Kirche bedarf es, das eigentlich Konstitutive dabei herauszustellen. Leider ist über diesen Vortrag nicht diskutiert worden.

Zwei Abendvorträge führten uns in das kirchliche Leben Skandinaviens ein. Der eine über Henrik Schartau († 1825), zeigte die nordisch-herbe Gestalt des Lunder Dompredigers und Erweckungstheologen, dessen Einfluß heute noch im kirchlichen Leben Süd- und Westschwedens zu verspüren ist. Der andere über den norwegischen Laienapostel Hans Nielsen Hauge († 1824) machte mit den Anfängen der norwegischen Gemeinschaftsbewegung bekannt, die heute mehr denn je das öffentliche und kirchliche Leben des Landes beherrscht. Den äußeren Rahmen dieses zweiten Vortrags, das Berggasthaus und Skifahrerheim in ungefähr 500 Meter Höhe, mit dem weiten Blick über die nordische Hauptstadt und über den Meerbusen, an dem sie liegt, und die darin gemütlich und würdig tafelnde Gesellschaft — Kirchenvater Ihmels mit den Seinen — wird der Teilnehmer so leicht nicht wieder vergessen: ein Bild von so intimem Reiz, wie es in der naturgemäß mehr verflutenden Geselligkeit der Stockholmer Tage nicht möglich war.

Der Vergleich mit Stockholm wurde auch an diesem Abend gezogen, wie bei allen möglichen anderen Gelegenheiten. Ja man hat den Eindruck, daß die ganze Tagung mit Rücksicht hierauf aufgebaut worden ist: die ökumenische Bedeutung, die bleibende Eigenart und die tiefsten religiösen Kräfte des Luthertums sich und Anderen nach und trotz „Life and Work" darzutun. Es fehlte nicht an pessimistischen und absprechenden Stimmen über das, was in Stockholm sich ereignet hatte. Ein Vortrag des bekannten Freiherrn D. von Pechmann aus München über die „Reiche Gottes", war direkt von der Fragestellung und dem Hauptgegensatz der Stockholmer Tagung beherrscht. Doch konnte die interessante und sympathisch vorgetragene Lösung des Mannes, der in altschwäbisch-pietistischen Gedankengängen zu Hause ist und die drei Stufen „des Reiches Gottes in der Natur, der Geschichte und der Herrlichkeit" mit je ihren eigentümlichen Gesetzen unterscheiden wollte, und der schon über einen Monat um und in Stockholm in Kommissions- und Plenarsitzungen aller Art ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Arbeit geleistet hatte, eine endgültige und im Sinne Luthers befriedigende nicht sein. Wenn auch die Aburteilung über Stockholm in öffentlicher Diskussion oder im privaten Gespräch recht weit ging („Hier ist das Reich Gottes, in Stockholm war es nicht"), so sind doch Manche, wie D. Bachmann und namentlich einzelne Jungen, recht warm eingetreten für das, was sie in Stockholm erlebt haben und was dort erreicht worden ist. Bachmann rühmte sogar, daß die calvinistischen Amerikaner und Amerikanerinnen eifriger ihre Bibelandacht in den während der Konferenz täglich offenen Kirchen Stockholms abgehalten hätten, als manche Deutsche. Und das „Christianus mihi nomen, Lutheranus cognomen" mußte hier auch in bezug auf Stockholm durchschlagen, um so mehr als die Führer des deutschen Luthertums Ihmels und Freiherr von Pechmann sich an so hervorragender Stelle am Gelingen des Stockholmer Werks mitbeteiligt hatten.

Der Führer der deutschen und kontinentalen Lutheraner, der sächsische Landesbischof D. Ihmels hat (ganz abgesehen von der Sphinxgestalt des amerikanischen Luthertums) keinen leichten Stand gegenüber seiner verschiedengestaltigen Schar der Lutheraner in der Union und in der Separation, in den Landeskirchen innerhalb und außerhalb Deutschlands. Und darum ist auch kirchenpolitisch seine Stellung nicht eindeutig. Wenn vor der Stockholmer Tagung von einer ihm nahestehenden Stelle aus betont wurde, mit welch geringen Erwartungen er zur Stockholmer Konferenz fahre, an deren Zustandekommen er doch seit Jahren mitgearbeitet hatte, so geschah dies weniger, um den Stockholmer Kongreß zu sabotieren — wie CW 29/30 Sp. 665 vermutet wurde *) — sondern eben in der Absicht, dem Vorsitzenden der Lutherischen Konferenz die Gefolgschaft und das Vertrauen seiner Lutheraner in Europa und Amerika zu bewahren. In Stockholm selbst zeigte sich bald, daß die Hauptgefährdung der Einheit der Konferenz nicht von Seiten einer lutherischen Exklusivität, sondern ganz aus anderer Ecke zu erwarten sei. Wohl sprach Ihmels in Stockholm gleich zu Anfang seine Bedenken ehrlich aus, aber zugleich machte er in seinen zwei Reden des ersten und zweiten Tags durch knappe Fassung, frommes Bekenntnis und hannöversches Pathos den allerstärksten Eindruck auf die gesamte Versammlung. Er war von Anfang an der Bevorzugte unter allen deutschen Delegierten und Kirchenfürsten zumal. Und am Schluß, auf dem Festbankett des letzten Sonntags hielt er — fast am unrechten Ort — wieder eine seiner tiefernsten, pathetischen Reden mit warmherziger Anerkennung dessen, was in der Konferenz erreicht worden sei, in Austausch der brüderlichen Liebe und in Verkündigung des Gotteswort. Neben dem Präsidenten D. Kapler ist er der Vertreter der deutschen Kirchen im engeren (siebzehnköpfigen) Fortsetzungsausschuß. Der Stellvertreter Kaplers ist der Lutheraner Freiherr von Pechmann. Und der dritte Deutsche in diesem kleineren, wichtigen Ausschuß ist Lic. Erich Stange-Leipzig, auch ein Lutheraner.

Nein, sollten auch der kritischen Stimmen und Pessimisten im lutherischen Lager in Oslo zehnmal mehr gewesen sein — sie können nicht mehr an Stockholm vorbei und von Stockholm zurück! Auch die Rücksicht auf die Lutheraner in Amerika kann auf die Dauer nicht zurückhaltend wirken. Auch dort sind, wie ich mir erzählen ließ, die weiter treibenden Kräfte am Spiel. Halten auch die Geistlichen noch vielfach zurück, so haben z. B. auf der Vereinigten Lutherischen Synode in Amerika die Laien die Beschickung der Stockholmer Konferenz durchgesetzt. Und der Sekretär der United Lutheran Church D. M. G. Scherer und D. Nathan R. Melhorn, der Herausgeber des offizellen Organs „The Lutheran“ haben sich sehr zustimmend und hoffnungsvoll über den Verlauf und über die Zukunft der Weltkonferenz für praktisches Christentum ausgesprochen. Und ein dritter Lutheraner aus Amerika, der greise D. J. A. Clutz ist sogar, man ist versucht zu sagen: ein Märtyrer für Stockholm geworden, indem er auf den verkehrsreichen Straßen der schwedischen Hauptstadt von einem der schnellfahrenden „Biler“ verletzt wurde und vier Wochen länger, als vorgesehen, in Stockholm bleiben mußte.

Dieser unzweifelhafte Tatbestand wird aber seine Rückwirkung auf die künftige Gestaltung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz haben. Es wird sich nicht umgehen lassen, daß sie sich auch auf dem europäischen Festland als Vertretung der lutherischen Kirchen und Kirchengruppen organisiert, während sie bisher nur ein Verein am reinen Luthertum hängender Einzelpersonen gewesen ist. Nur so wird sie in ökumenischer Weite ihre konfessionelle Aufgabe erfüllen können, in den angestammt lutherischen Gebieten lutherische Eigenart, lutherische Theologie und lutherische Frömmigkeit zu wahren und zu pflegen, ohne sich abzuschließen von den großen Aufgaben der kirchlichen Einheitsbewegung, wie sie in Stockholm eine anfängliche Gestalt angenommen und ihre ersten Resultate gewonnen hat.

*) Nicht von D. Ihmels haben wir das dort „vermutet“, sondern ausdrücklich D. Laible dessen beschuldigt. D H

2. Die Resultate von Stockholm

Das muß man allen Pessimisten gegenüber, die natürlich mit ihren Bedenklichkeiten weithin Recht haben, mit aller Entschiedenheit und Nüchternheit hervorheben, daß in Stockholm tatsächlich Etwas, und für den Anfang nicht Wenig erreicht worden ist.

1. Nämlich erstens eine kultische Gemeinsamkeit und Gebetseinheit über weite Teile der Christenheit, wie sie vorher einfach von jedem von uns für unmöglich gehalten worden ist. Jeder Besucher von Stockholm bekam ein Büchlein in die Hand: Communio in adorando et serviendo oecumenica (von „Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Bokförlag“ in Stockholm für 2 Kr. 50 zu beziehen). Es enthält, in die drei Teile Adoratio, Fiducia, Communio eingeteilt, die sechzig sangbarsten Lieder der verschiedensten Kirchen und Nationen mit Noten und den Texten in den vier Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Schwedisch. Sofern die Hymnen aus einer andern Sprache stammen (z. B. lateinisch: Vexilla regis oder Christe, qui lux est oder Veni, creator spiritus; griechisch: *Φῶς ἱλαρόν*, *Ἡ χάρις τοῦ κυρίου* usw.), da ist der Urtext mit beigesetzt. Die musikalische und textliche Bearbeitung für die Zwecke des gemeinsamen Gesangs in vier, fünf Sprachen ist in aller Eile im letzten Jahr der Vorbereitung der Konferenz von Söderblom, E. Liedgren und O. O..... unter wesentlicher Mitarbeit von Mr. Charles Wharton Marck in Philadelphia, Mademoiselle Renée Philippe und Pastor Georg Kempff und mit Hilfe einer langen Reihe gelegentlicher Mitarbeiter durchgeführt worden. Schon das allein ist ein Werk von großer kirchengeschichtlicher Bedeutung, die der zu würdigen weiß, der als Feldprediger im Kriege, wenn der Gottesdienst etwa von je einem gleichstarken Kontingent von Württembergern, Hannoveranern und Sachsen besucht war, und zufällig das Musikkorps fehlte, das „Lobe den Herrn“ oder „Befiehl du deine Wege“ nicht ohne Katastrophen zu Ende bringen konnte. Wer das drei- bis viertausendstimmige „Ein feste Burg“ in den vier oder mehr Sprachen beim Eröffnungsgottesdienst in der Storkyrka in Stockholm oder am Schluß im Dom zu Upsala mitgesungen hat, wer sonst in den großen Versammlungen der Blasieholmkirche oder der Musikakademie in Stockholm von den ihm bis dahin fremdartigsten Gesängen mitgerissen wurde, der ist dieser Communio in dankbarster „Minne“ (wie die Schweden für „Erinnerung“ sagen) zeitlebens verbunden. Für alle künftigen Weltversammlungen des Protestantismus und der Christenheit ist hier ein Grundstein gelegt, der natürlich noch mannigfacher Verbesserung und des Ausbaus bedarf.

Die Kultusgemeinschaft hat nicht nur die Anglikaner, sondern auch die Orientalen mit umfaßt. Das ist uns nüchternen Protestanten nicht immer leicht geworden. Die Panichide, das Totenamt, für den vor kurzem verstorbenen russischen Patriarchen Tichon, der sich an den Vorbereitungen der Weltkonferenz noch mitbeteiligt hatte, war neben den liturgisch handelnden Orientalen nicht nur von zahlreichen schwedischen und anglikanischen Bischöfen und Geistlichen in hoher Amtstracht, sondern auch von Lutheranern und Presbyterianern, z. B. von den Deutschen Ihmels und Zöllner und von dem Amerikaner Dr. Brown assistiert. Die sich bewußt ferngehalten haben, hatten dazu ein äußeres, nicht aber ein inneres Recht. Die Lichter- und Gebetszeremonie, ausgeführt an einem aus der kleinen russischen Kapelle in Stockholm stammenden tragbaren Altar in der riesengroßen Gustav Wasa-

Kuppelkirche, entbehrte nicht des diplomatischen Beigeschmacks: sie war ein Gruß an die große russische Kirche, von der, sei es aus ihren revolutionären, sei es aus den gegenrevolutionären Schattierungen, nicht ein einziger Vertreter aus politischen Gründen eingeladen werden konnte. Und sie wurde zu einem Schauspiel der nur neugierig gaffenden Menge. Man wird für ähnliche Fälle in Zukunft die Lehre ziehen müssen, daß solche orientalische Gottesdienste, wenn sie in einer Kirche des Westens abgehalten werden, nicht vor einer erdrückenden Menschenmasse, sondern nur in kleinem Kirchenraum vor einer geladenen, der Liturgie mit Verständnis und Andacht folgenden Teilnehmerschar stattfinden dürfen. Dann werden sie der erzieherischen Wirkung und des verbindenden Zaubers nicht entbehren. Die Panichide für Tichon, vom russischen Popen in Stockholm, unter Mitwirkung des Patriarchen von Alexandrien und seiner Begleiter gesungen, im Wechselgesang mit zwei Chören (einem schwedischen, der griechisch antwortete, und den Sängern der russischen Kirche, die kirchenslavisch sangen), war vorher auf „ihren evangelischen Gehalt" hin durchgesehen, so daß also aus inneren Gründen Niemand das Recht hatte fernzubleiben. Was will das aber besagen, daß eine evangelisch gereinigte Liturgie von höchsten kirchlichen Würdenträgern des Morgenlandes in einer lutherischen Kirche gesungen und gebetet wurde! Und war das kein kirchengeschichtliches Ereignis, wenn der Patriarch Photios von Alexandrien in der schwedischen „Högstmässa" des Doms von Upsala beim Schlußgottesdienst das Nicänum in griechischen Worten sprach? Für den alten Herrn mit den gütigen Augen im breiten, weiß umrahmten Gesicht, der mit seinen 84 Jahren die Reise nach dem Norden wagte und auf dem Rückweg in Zürich trotz des mitgenommenen Leibarztes ihren Anstrengungen erlegen ist — auch ein Märtyrer der Stockholmer Sache — war jener Augenblick des Nizänischen Bekenntnisses in Upsala, wie er gleich darauf beim Bankett der Universität ausführte, der geschichtliche Höhepunkt seines Lebens!

2. Das ist zweifellos das zweite Hauptereignis, ja ein Komplex von Ergebnissen der Stockholmer Tagung, daß die Vertreter der Ostkirchen und die Anglikaner mit den verschiedenen protestantischen Kirchen und Gemeinschaften, die in Stockholm vertreten waren, den Anschluß gefunden haben. Was hat das Alles zu bedeuten?

Zunächst einmal ist eine ökumenische, überkonfessionelle Haltung der Konferenz erreicht worden. Die drohende Gefahr einer latent protestantischen Gesamtsynode, von der ich an anderer Stelle im Stadium der Vorbereitung der Konferenz (Zeitwende, Juliheft) sprach, ist vermieden worden — man kann sagen — Dank den unermüdlichen Bemühungen Söderbloms. Die wunderbare Stimmung des Veni, Sancte Spiritus (qui per diversitatem linguarum cunctarum Gentes in unitate fidei congregasti) ist mehr als einmal über uns gekommen, am stärksten aber in der letzten offiziellen Sitzung am Samstag (29. August) Nachmittags, als, von dem Schlußvorsitzenden Söderblom klug ausgewählt, die frommen Stimmen der Völker im Erdenrund nacheinander zu Worte kamen (zuerst der jakobitische Bischof von Jerusalem, dann der nestorianische Metropolit von Malabar, von den Engländern Erzbischof Gregg von Dublin, von den Deutschen die Oberin Maria von Bunsen usw.).

Dabei hat sich weiterhin (zweitens) gezeigt, daß die ökumenische Überkonfessionalität keine Auslöschung des konfessionellen Sonderbewußtseins bedeutet. Ein amerikanischer Presbyterianer sagte: Ich gehe von Stockholm heim als besserer Calvinist. Und ebenso sind viele wohl als bessere Lutheraner (eher von Stockholm, als von Oslo) weggegangen, wie das auch vom dänischen Bischof Amundsen öffentlich bekannt wurde. Das geschah nicht in Verneinung und pessimistischer Abwendung von dem Geiste Stockholms. Hoffnungslose Pessimisten gab es auch, besonders unter den Deutschen.. Aber deren Pessimismus hatte letztlich andere Gründe. Sondern die hier erlebte Konfessionalisierung des eigenen Bewußtseins war eine Bereicherung und Kräftigung des persönlichen Standpunktes und der heimischen Frömmigkeitstradition aus dem Gesamtgeist der Christenheit heraus (qui per diversitatem linguarum . . .).

Dazu ein Drittes: An dieser nicht eigentlich „überkonfessionellen", sondern, wenn man so sagen darf, „vielkonfessionellen" Ökumenizität haben neben den Orientalen und Anglikanern, neben den Lutheranern und Reformierten, neben den Presbyterianern und Kongregationalisten auch Methodisten und Baptisten, Salutaristen und Unitarier, Siebentagsbaptisten und Altkatholiken, Anglokatholiken und Calixtiner (die noch jungen Bischöfe der neuen tschechoslowakischen Nationalkirche mit großen roten Kelchen auf den Gewändern) und Andere mehr teilgenommen. Die eigentlich exklusiven „Sekten" haben sich ausgeschlossen, so die Russellianer, die ein Flugblatt vor den Türen verbreiteten (Do You know?). So aber auch die katholische Kirche. Wir werden über ihre Stellung zur Konferenz in Stockholm in der in nächster Nummer wieder aufzunehmenden Rundschau über den Katholizismus in der Gegenwart ausführlich berichten. Heute nur soviel, daß der römische Katholizismus durch die geschichtliche Tatsache der Konferenz von Stockholm an die andere geschichtliche Tatsache seiner Sektenentwicklung, die er seit dem Tridentinum und dem Vatikanum genommen hat, neu erinnert worden ist. Es ist eine ungeheure Verkennung der geschichtlichen Situation, wenn ein so kluger Mann, wie der Jesuit Friedrich Muckermann in der Sonntagsbeilage der Germania (vom 11. September) die Besprechung der Stockholmer Konferenz damit schließt, daß er an ein von mir (in der Frankfurter Zeitung Nr. 648) berichtetes scherzhaftes Wort eines Amerikaners (Dean D. Shailer Mathews in Chicago): „er sehe den Tag kommen, wo ein amerikanischer Methodistenbischof in der Mitra des Bischofs von Winchester und im Gewand des Erzbischofs von Upsala mit dem Licht des Patriarchen von Alexandria einherschreite" den Wunsch anknüpft: „auf dem Wege zur cathedra Petri!"

Nein, die Welt sieht heute anders aus, als vor fünf oder sechs Jahren, wo es nicht wenige akatholische Schwärmer gab, die solches denken konnten. Heute ist die Frage: ob der durch die Orientalen und durch Upsala verstärkte hochkirchliche Anglikanismus oder der handfest-praktische Amerikanismus siegreich wird in der Christenheit? Ob beide sich in Stockholm zu Life and Work zusammengefunden haben und als christliches Konzil in perpetuum die ideelle Grundlage für den Völkerbund bilden werden? Ob Life and Work die praktische Einigung der Christenheit, oder ob Faith and Order die grundsätzlich-glaubensmäßige Einigungsbewegung die stärkeren Zukunftskräfte in sich vereinigen wird?

Hierbei löst sich eine weitere (vierte) Gedankenreihe aus. Wenn Lord Parmoor, der Völkerbundsachverständige in Stockholm, ausführte, daß schließlich der Völkerbund nichts werde sein können ohne die innere Mitarbeit der Kirchen, so meinte er natürlich den idalen Völkerbund, der geradezu als ein Glaubensbekenntnis und Institut des Reiches Gottes uns entgegengetreten ist, und nicht das gegenwärtig reale Gemächte, an dem die Deutschen sich immer wieder stießen. Man kann sagen, das Völkerbundinteresse, an dem die gegenwärtigen Machthaber der Welt beteiligt sind, auch die Amerikaner, trotzdem sie sich von Genf politisch offiziell fernhalten, schreit nach Life and Work. Und wenn das die letzte und wichtigste Aufgabe des in Stockholm eingesetzten Fortsetzungskomitees sein wird, nicht prinzipiell die Einheit der Kirche dokumentieren zu wollen, sondern praktisch ein Organ der christ-

lichen Kirchen und ihrer Aufgaben im Völkerrund und Völkerbund zu werden, dann wird auch Mohammed den Weg zum Berge finden. D. h. die römische Kirche kann dann bei der weiteren Erörterung und politischen Auswirkung all der Fragen, die in Stockholm behandelt worden sind, und die für sie in den Bereich des mit Andersgläubigen gemeinsamen „Naturrechts" hineingehören, auf die Dauer sich nicht zurückhalten. Auch bei der weitergehenden Bewegung Faith and Order, die in Stockholm vielfach in Nebenversammlungen und in nicht offiziellen Aussprachen erörtert worden ist, sind nicht nur die idealen Einheitsmomente, die Wallau in unserem Blatt (oben Nr. 29/30 und Nr. 31/32) dargestellt hat, sondern wesentliche praktische, realpolitische Gegenwartsfragen mit im Spiel. Die wichtigste ist die Frage der einheitlichen Gestaltung der Missionskirchen in den großen britischen Kolonialgebieten. Neben dem Bischof Brent (von der episkopalistischen Kirche in New York, vgl. oben Sp. 683) ist namentlich der sehr warmherzige Lordbischof von Bombay in der Bewegung tätig. Der Ausschuß dieser Konferenz hat in Stockholm beschlossen, eine Vollversammlung für Faith and Order auf das Jahr 1927 nach Lausanne oder Neuchatel einzuberufen. Und der Bischof von Bombay sagte mir, das sei dringend notwendig. „Uns brennt das Feuer auf den Nägeln. Was soll denn die Zukunft meiner zerrissenen Kirche in Indien sein, wenn es nicht möglich ist, eine gesamtchristliche Einheitsordnung und Glaubensdefinition zu gewinnen?" Die Schaffung eines neuen, der Zeit entsprechenden Glaubensbekenntnisses hat Zugkraft bei vielen der Bindung bedürfenden Gemütern. Wird es so werden, was mir ein kluger nordischer Beobachter in Stockholm sagte, und wie mir es in Oslo bestätigt wurde, daß Life and Work mehr die freien, „liberalen" Elemente aus den verschiedenen christlichen Kirchen anziehen, Faith and Order aber mehr für die bekenntnisbedürftigen Christen, sagen wir für die Gemeinschaftskreise in der Welt da sein wird?

Und in diesem Durcheinander, in diesem Spiel und Widerspiel von Life and Work und Faith and Order von Anglikanismus und Amerikanismus, von Upsala und Alexandria, wo bleibt da das deutsche „Erbe der Reformation"? Was tut das Luthertum? Wird es sich, um seine Reinheit von den Vätern her zu bewahren, als „Sekte" ausschiffen? Mit solchen Fragen ist gleich mir mancher als „besserer Lutheraner" von Stockholm, sei es mit oder ohne Umweg über Oslo, nach Hause gereist.

3. Endlich kommen wir zum dritten Hauptergebnis, das eigentlich programmgemäß als erstes hätte gebucht werden müssen: Die christlichen Kirchen haben sich in Stockholm zum erstenmal grundsätzlich, praktisch und, wie zu hoffen ist, dauernd der Sozialethik zugewandt. Von den sozialen und wirtschaftlichen Problemen auf der Weltkonferenz ist an anderer Stelle dieses Blattes ausführlich die Rede. Hier nur die kurzen Feststellungen vom Standpunkt des seine Zeit miterlebenden Kirchenhistorikers aus:

Erstens ist in all den über hundert Reden, die wir an den zehn Tagen mit anhören mußten, und in dem fürchterlich vielen Papier der Kommissionsberichte, mit dem wir vor und während der Konferenz überschwemmt worden sind, nicht viel mehr geleistet worden, als kindlich hilfloses Gestammel. Es war ein erstes, nicht immer vorsichtiges Tasten. Das Gehen auf diesem Boden, das Sprechen über diese Dinge muß noch erlernt werden. Ja, im allerrealsten Sinne, der Boden (in den einzelnen Ländern, in den einzelnen Lebens-, Wirtschafts- und Sozialverhältnissen), auf dem wir das Gebäude der christlichen Sozialethik aufrichten wollen, muß noch gründlich untersucht werden. Und dann gilt es radikale Durchdenkung, auf Grund der neuen Welt- und Lebensordnungen, nicht ein halbschlächtiges Herumdoktern mit einigen Requisiten des stoischen Naturrechts, der lutherischen Ständelehre, der biblizistischen falsch verstandenen Bergpredigtmoral und einigen Quentchen apokalyptischer „Krisis"-Theologie.

Hier wird es jedem mißgünstigen Kritiker, der aus irgendwelchem Grunde mit Stockholm unzufrieden ist, sei er Katholik, oder extremer Lutheraner, oder aus sonst irgendeinem Grunde professioneller Pessimist, ohne weitere Schwierigkeit möglich sein, an jeder einzelnen Darbietung sei es „biblische", sei es „vernünftige", sei es konfessionelle und dogmatische Kritik zu üben. Die Methode des Berichterstatters in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (Nr. 38) ist die Manier des Sektenpredigers, der mit der Bibel in der Hand am Handeln der Kirche Kritik übt. (Um nur Eins herauszugreifen: Wenn dem in Stockholm gebrauchten Ausdruck „Weltplan" Gottes die Bibelstelle Röm. 11, 34 entgegengestellt wird, ist denn mit Gods Purpose for the World etwas Anderes gemeint, als was die alte Kirche mit *οἰκονομία* und dispensatio bezeichnet hat, was Bengel und die Erlanger und alle Biblizisten mit ihnen den „Heilsplan" Gottes nannten?) Das einzig Vorwärtsbringende, was bei diesem in Stockholm hervortretenden Willen der christlichen Kirchen zur Sozialethik betätigt worden ist, war der Beschluß, ein internationales Forschungsinstitut für christliche Sozialethik durch die Gesamtheit der Kirchen einzurichten. Wenn das voraussetzungslos und großzügig geschieht, in grundsätzlicher Erkenntnis des „Kairos" für neue soziale und übernationale Gemeinschaftsformen des Christentums, dann kann etwas werden!

Als Zweites ist in dieser Hinsicht festzustellen, daß an dieser Aufgabe der Schaffung einer christlichen Sozialethik für die Gegenwart und Zukunft keine christliche Kirche, sofern sie nur „Kirche" und nicht „Sekte" sein soll, vorbei kann, und daß sie andrerseits nur auf gemeinsamem, übernationalem Wege zu lösen ist. „Sie müssen doch alle wenigstens warme Füße haben", pflegte Vater Booth zu sagen — wenn sie nämlich Gottes Wort verstehen sollen. Sie müssen aber auch erträgliche Wohnungen haben, und Freizeit, und Sonntag, und soviel Lohn, daß sie wenigstens ihre Familien durchschlagen können usw. Da kann kein Luthertum und kein noch so apokalyptischer Fanatiker der „alleinigen Wirkung des Gotteswortes" drum herum. Uns alle bindet der Dekalog und das Liebesgebot. Und da ist es mit einem billigen antikapitalistischen Sozialismus und einem ebenso billigen „christlichen" Pazifismus ebensowenig getan, wie mit der verbrauchten These von den „unveränderten eigenen Gesetzen" des Krieges und der Wirtschaft. Wie ernst hat da der alte prächtige Sir R. Murray Hyslop, der Großindustrielle mit über 30 000 Arbeitern die Situation beleuchtet! Im Zeitalter des Internationalismus auf allen wirtschaftlichen, politischen und geistigen Gebieten kann keine Kirche und keine Konfession, die das Liebesgebot Christi ernsthaft und völlig predigen und erfüllen will, sich absplittern von einem internationalen Austausch und dem Suchen nach Erkenntnis, wie man dies Liebesgebot und das Gnadenwort dem heutigen, besonders verarmten, und durch die internationalen Verlagerungen zerrissenen Geschlechte nahe bringen kann.

Doch haben wir Deutsche, Lutheraner sowohl, als Reformierte, eine besondere Schwierigkeit an der internationalen christlichen Mitarbeit. Das ist eine weitere Feststellung aus den Stockholmer Erlebnissen heraus, die Jeder machen konnte, daß das Christentum nicht so sehr in seiner konfessionellen, als in seiner nationalen Spaltung uns entgegengetreten ist. Auf diese Erscheinung müssen wir noch besonders zu sprechen kommen, ehe wir unsere konfessionelle Zukunftsaufgabe für das Luthertum und für den gesamten Protestantismus uns klar machen.

(Schluß folgt.)

Marburg Heinrich Hermelink

Völkische Selbstbesinnung

3. Das Problem der Erneuerung

Wir wenden uns deshalb unserer dritten Frage, dem Problem der Erneuerung zu und fragen: Ist auf der von uns wenigstens an zwei Punkten ins Licht gestellten weltanschaulichen Grundlage Erneuerung möglich?

Hier können wir uns alle Nachweise über das Vorhandensein solches Erneuerungswillens sparen. Welchen anderen Sinn hätte denn die ganze außerordentliche organisatorische Betriebsamkeit, das Drängen auf politische Aktion, die ins Unübersehbare gehende literarische Propaganda, wenn nicht den, daß man von einem als unerträglich empfundenen Zustand loskommen, daß man ändern, an Haupt und Gliedern reformieren, ja revolutionieren will — und so unerfreuliche Folgen der dabei zu Tage tretende Radikalismus oft auch haben mag, so ist er doch als der unvermeidliche Ausdruck einer überstarken inneren Spannung nicht nur verständlich, sondern auch liebenswert. Man legt doch wenigstens nicht die Hände in den Schoß, sieht nicht müßig zu, scheut Leiden, Opfer und Irrtum nicht. Es fragt sich nur, ob Wiedergeburt auf dem eingeschlagenen Wege möglich ist oder nicht. Und hier möchten wir nun aus der inneren Verbundenheit mit allem ernsten Ringen um eine wirklich neue Welt heraus mit aller Entschiedenheit sagen: Nein, man wird ohne grundlegende Vertiefung der weltanschaulichen Grundlage nicht zum Ziele oder auch nur vorwärts kommen. Wir greifen zwei Gebiete heraus und sagen: man kommt auf diesem Wege weder zu einer Erneuerung des Wesens noch der Politik.

Die Selbstfindung, die Erkenntnis und Erneuerung des eigenen Wesens erscheint der ganzen Bewegung mit Recht als die unerläßliche Voraussetzung jeder anderen Erneuerung. Unsere Erörterung des Individualitätsproblems hat die besonderen Motive verständlich gemacht, aus denen heraus sich der völkischen Bewegung gerade diese Einsicht aufdrängen muß. Wem der Gedanke der Individualität sogar religiös bedeutsam wird, dem muß die Frage ihrer Erneuerung ins Zentrum des Lebens rücken. Die Frage ist also durchaus richtig gestellt. Durchweg aber denkt man sich die Antwort viel zu einfach. Man versenkt sich in die Geschichte des eigenen Volkstums und zwar mit Vorliebe in ihre „Anfänge", in ihre Urgeschichte. Damit gewinnt man aber doch zunächst nichts weiter als eine Fülle mehr oder weniger vieldeutigen Stoffs. Aber „alle Anschauung ohne Begriffe ist blind". Was mir dieser Stoff bedeutet, das hängt ganz davon ab, mit was für Augen ich ihn ansehe, in was für Begriffen ich ihn mir deutlich mache.

Nun haben wir uns die genauere Fassung zweier Begriffe zu vergegenwärtigen gesucht, um deren Ursinn die völkische Bewegung sich bemüht. Das Ergreifende dabei war doch die Beobachtung, wieviel bloßer Zeitgeist — trotz allen Abscheus — in die Fassung dieser Begriffe eingegangen war. Denn der Individualismus, zu dem wir das Suchen nach der Eigenart werden sahen, ist ein durchaus modernes Gewächs und die Verabsolutierung des Blutes, die sich uns als das Wesen der religiösen Haltung ergab, ist es nicht minder. Was kann denn nun, solange diese Augentrübung nicht behoben ist, in aller Beschäftigung mit der germanischen Mythologie Anderes gewonnen werden als eine Bestätigung dessen, was von vornherein feststeht? Wird nicht der, der durch ein gelbes Glas sieht, die Welt immer wieder gelb finden? So erzeugt das ganz sicherlich in seinen letzten Motiven reine und ernsthafte Ringen um Selbsterneuerung einen geradezu qualvollen Dreh um sich selbst. Wenn man nur wüßte, wie bei diesem ewigen Karusselfahren um die Eigenart „die Selbsterlösung vom Unwissen, von Schuld und vom Leide", die Ludwig Fahrenkrog im „Deutschen Buch" (Verlag Kraft und Schönheit, Berlin-Steglitz 1921, S. 15) verkündet, vor sich ginge, wo das Selbst doch zuletzt nur sich selbst kennt und sich im Ganzen vortrefflich findet? Wie soll ich mich selbst von der gelben Tönung meines Landschaftsbildes erlösen können, solange ich mir einbilde, das gelbe Glas vor meinen Augen sei von meinen Augen unabtrennbar?

So ergeben sich für die Deutung der deutschen Urgeschichte, besonders der Mythologie, doch wohl nur zwei Möglichkeiten: entweder steht sie unbewußt unter christlichem Einfluß und weiß nicht, wie unvölkisch im strengen Sinne des Wortes sie ist, oder sie ist von einer geradezu erschütternden Leere und Vieldeutigkeit. Bei dem durchgehenden Mangel an radikaler Selbstklärung ist zumeist beides, unbewußt christliche Tönung und spezifisch völkische Entleerung und Verundeutlichung der christlichen Vorstellungswelt, durcheinandergemischt. Man sehe sich nur einmal die Erläuterung der Edda von Adolf Kroll an (Heft 5 der kleinen Germanen-Bücherei, Verlag Kraft und Schönheit, Berlin-Steglitz). Sie verläuft in Hegelschen Begriffen und versteht die Edda als „Philosophie des Geistes":

> Der subjektive Geist ist der Teil des Allgeistes, der sich im Naturleben subjektivierte, d. h. sein Geschöpf geworden ist; der objektive Geist ist der, der sich im Selbstbewußtsein des Menschen objektivierte, das ist das Denken, in dem sich (als Mensch) die Natur selbst beobachtet und über Sinn und Wesen ihrer selbst nachdenkt. Der absolute Geist ist der Teil des Allgeistes, der in jedem Bezuge, also auch außerhalb der Erscheinungswelt da ist — eben Allvater selbst. (S. 19.)

Hat sich der Verfasser wohl klar gemacht, daß die Hegelsche Begriffswelt, die gewiß nicht ohne Weiteres als christlich anzusprechen ist, doch nicht ohne achtzehn Jahrhunderte christlicher Kultur denkbar wäre, und hat er wohl darüber nachgedacht, ob es Zufall ist, daß die Edda, die Angemessenheit der Krollschen Deutung einmal vorausgesetzt, aus sich selbst eben nicht zu diesem Selbstverständnis gelangt ist, sondern um nur Eines herauszugreifen, Geist und Natur ungeschieden und unentwirrbar durcheinanderwogen läßt, so daß von einem „An-sich-sein" des Geistes wirklich nur geredet werden kann, wenn man davon aus andern Quellen etwas weiß?

Und man vergegenwärtige sich ferner, um nur noch ein Beispiel eines wirklich ernsten und sympathischen Ringens um Klarheit anzuführen, die Ausdrücke, in denen Ludwig Ferdinand Clauß das Wesen der nordischen Seele charakterisiert: „Die Ichgebärde der nordischen Seele ist die des Ausgriffs" (Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck, S. 186), der Eroberung, des „Ferndrangs", des „Drängens ins Endelose" (S. 222). Schreit die Vieldeutigkeit dieser Begriffe nicht geradezu nach einer Präzisierung? Was ist denn mit Ausgriff, Eroberung, Ferndrang gesagt, wenn ich nicht anzugeben vermag, wonach ich ausgreifen, was ich erobern, welche Ferne ich aufsuchen will? Ist die Abstraktheit und Inhaltleere dieser Begriffe nicht geradezu beängstigend? Muß eine Rasse, die bei solchem Selbstverständnis stehen bleibt, nicht unrettbar zu Grunde gehen? Denn was ist das „Endelose"? Ist's Land? Genuß? Der Rausch irgendwelchen Vollbringens? Selbstlose Hingabe? Brutale Vergewaltigung? Ists Geist? Ists Natur? Sollte das Wesen des Deutschtums etwa in der endgültigen Unklarheit über die schlechthinige Lebensnotwendigkeit einer eindeutigen Beantwortung dieser Fragen liegen — oder könnte es nicht sein, daß das Zusammentreffen mit der christlichen Offenbarung ihr die Klarheit über sich selbst und damit die Erlösung von ihrer schweifenden Unbestimmtheit und aller damit verbundenen Unruhe und Gestaltlosigkeit brächte? Man tut immer so, als sei der gotische Dom ohne Umweg aus der germanischen Mythologie hervorgegangen, als habe der Einbruch des Christentums in die germanischen Wälder alle schöpferischen Energien vernichtet, und als brauche man nur die Edda an die Stelle der Bibel zu setzen, um dem gotischen Menschen zu neuer

Kulturblüte zu verhelfen — könnte es nicht sein, daß die deutsche Seele alle ihre Gestaltungskraft, alle Prägung ihres ureigenen Wesens gerade dem Abstand von sich selbst, der Selbstentfremdung, der Hingabe an ein Höheres, Überindividuelles, Menschheitlich-Kosmisches verdankt und daß sie immer dann unfruchtbar wurde, wenn sie anfing, geradlinig zu denken, sich auf sich selbst zurückzuziehen und sich mit aller ihrer religiösen Unendlichkeitssehnsucht in die Abgründe der eigenen Seele hineinzuwühlen?

Über diesen Tatbestand herrscht wohl auch deshalb so wenig Klarheit, weil die leidenschaftliche politische Betätigung die innere Ruhe zur Selbstbesinnung nimmt und außerdem einen positiven Wesensgehalt vortäuscht. Das qualvolle Leiden unter der Not der Stunde ist ja der eigentliche Herzschlag der Besten unter den Völkischen. Aber könnte es nicht auch hier sein, daß man Abstand gewinnen muß, um neu aufbauen und wirklich helfen zu können? Jedenfalls scheint uns nichts offenkundiger, als daß von den jetzigen geistigen Grundlagen der Bewegung aus auch eine politische Erneuerung nie möglich ist. Wir geben nur einige Andeutungen.

Wir sahen bereits, wie leidenschaftlich der Geist des 19. Jahrhunderts verurteilt wird. Die weitaus meisten Vorschläge zur politischen Erneuerung aber sind Geist vom Geist des 19. Jahrhunderts. Nur Ansätze einer tieferen Orientierung sind vorhanden, wie die aus dem Gegensatz gegen den Liberalismus herauswachsende Sehnsucht nach organischer Eingliederung des Einzelnen ins Ganze und der berufsständische Gedanke. Aber sie können bei der Ungeklärtheit der weltanschaulichen Grundlagen nicht zur Entfaltung kommen. Oder ist z. B. Bismarck, der immer wieder als das Symbol völkischer Erneuerung erscheint, nicht etwa trotz seines außergewöhnlichen Formats auch ein Kind des 19. Jahrhunderts? Das hat schon de Lagarde, auf den man doch sonst gerne hört, mit voller Deutlichkeit gesehen. Für ihn war Bismarck keine Größe der Zukunft, sondern — schon 1881 — der Vergangenheit. „Es ist unrecht", sagt er, „über Undankbarkeit gegen Bismarck zu klagen. Was man Undankbarkeit gegen ihn nennt, das ist nichts als das ... Bewußtsein, daß Bismarck seine Aufgabe gelöst hat, und daß nun andere Aufgaben als die ihm zuteil gewordene zu lösen sind" (Deutsche Schriften, Lehmann, München 1924, S. 96). Nicht einmal persönliche Originalität will er ihm zugestehen. „Nicht eine einzige der von Herrn von Bismarck in Wirklichkeit umgesetzten Ideen ist in seinem Kopfe entstanden: er dankt die wichtigsten dem Liberalismus" (S. 95). Und eben dieser Umstand scheint ihm die Ursache schwerer geistiger Strukturfehler auch im Werke des willensgewaltigen Mannes zu sein. „Was ist der Liberalismus anderes als Homunkulität?" (S. 276.) „Die norddeutschen Wohlgeboren, jene Bourgeoisie ... mit welcher ... der Fürst von Bismarck sein Werk gemacht hat" ... scheinen ihm „von deutschem Wesen allein den Namen und einige, nur durch hohe Wärme der Ereignisse an den Tag zu lockende, verschüttete Reste zu haben" (S. 276). „Das, was jetzt deutsch heißt" scheint ihm „ebenso ein Kunstprodukt wie Judentum und Jesuitismus", und eben darin sucht er den Grund dafür, daß die Deutschen die „am lebhaftesten gehaßte Nation Europas" sind (S. 275). Atmet diese übrigens, um nur zwei Zeitgenossen Lagardes zu nennen, sehr nahe an Constantin Frantz und Christoph Planck heranreichende Kritik an Bismarck nicht unendlich viel mehr wahre Selbstbesinnung und dazu konkrete Fühlung mit Bismarcks Werk als die summarischen Superlative, mit denen heute in der völkischen Bewegung von Bismarck geredet wird, als sei er die unmittelbare und für alle Zeiten gültige Inkarnation des deutschen Genius gewesen? Welche Anregungen für unsere unendlich komplizierten politischen Gegenwartsaufgaben sollen von dieser abstrakten Begeisterung ausgehen?

Gleich unschöpferisch ist auch die vorherrschende Prägung des Machtgedankens. Ich wüßte nicht, wo in der völkischen Literatur auch nur das deutliche Bewußtsein davon hervorträte, daß die Machtidee von völlig verschiedener Struktur sein kann. Macht kann Wesensausdruck sein, dann wächst sie spontan aus tiefer liegenden Lebensenergien hervor. Viel darüber zu reden, ist hier nicht nötig. Die Wucht der Einzelpersönlichkeit erwächst ja auch nicht aus geschwollenem Machtbewußtsein und abstoßendem Machtgerede, sondern aus der Gesundheit der tiefsten Wurzeln des persönlichen Lebens. Das ist das Machtideal des gotischen Menschen. Ein Staat also, der eine gerechte Sozialverfassung und dessen Bürger eine festgegründete Arbeitsethik, ein lebendiges Solidaritätsempfinden, eine unerschütterliche Sittlichkeit und eine tiefgewurzelte Frömmigkeit haben, ist mächtig, ganz gleich ob er 100 000 oder 1 000 000 uniformierter Soldaten hat, und wird stets auch so viel physische Energie aus sich herauszustellen wissen, als zur Sicherung seines Existenzraumes erforderlich ist. Diesem Machtbegriff steht der individualistisch-naturalistische gegenüber. Seine neuere geschichtliche Wirksamkeit beginnt in der Renaissancezeit, die auch gleich seinen klassischen Schriftsteller, Macchiavelli, hervorbringt; er herrscht fast unbestritten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das 20. Jahrhundert bringt seine symbolische Verkörperung zu allgemeinem Bewußtsein: den Boxer. Hier liegt aller Nachdruck auf der Machtgebärde, der Machtäußerung, dem Machtbewußtsein und — nicht zu vergessen — dem mechanischen Machtinstrument. Macht ist hier ohne jede tiefere Rechtfertigung einfache Muskelenergie. Auch hinter dieser Auffassung steht eine Weltanschauung, ein Glaube, nur von ganz anderer Art. Man glaubt nicht an das Unsichtbare; aber einen Glauben hat man auch, man glaubt an das Sichtbare, d. h. man erwartet alles von ihm, es ist nicht bloß Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Es kann doch wohl kein Zweifel sein, daß in der völkischen Literatur der individualistisch-naturalistische Machtgedanke der ausschließlich herrschende ist — in scharfem Gegensatz zu ihren eigenen tiefsten Intentionen. Denn sie will ja eigentlich Tiefe, „Anfang" und Unmittelbarkeit.

Geben wir, um auch einmal die „Masse" zu Wort kommen zu lassen, nur einige Proben aus der vielgelesenen „Politischen Beichte eines deutschen Prinzen" (Weichert, Leipzig, 3. Aufl.). Da sind alle Requisiten der individualistisch-naturalistischen Machtideologie des 19. Jahrhunderts beieinander. Man höre nur folgende Ergießungen zur Behandlung der Grenzbevölkerungen: „Ein scharfes Enteignungsgesetz, tatkräftig angewendet, in zehn Jahren nach 1890 gab es keinen Dänen mehr südlich der Königsau. Genau so schlapp waren wir gegen die edlen Polen: wir hatten ein Enteignungsgesetz und wagten es nicht anzuwenden aus Angst vor der eigenen Courage" (S. 124). „Die Elsässer sind Deutsche ... hätte man die Frechen ... kurzerhand eingelocht und dann des Landes verwiesen, dann hätte zwar alle Welt gebrüllt, unsere Bonzen im Wallotbau am lautesten, aber mit eiserner Ruhe hätte man die Unbotmäßigen zwingen können" (S. 125). Das Zukunftsprogramm versteht sich danach von selbst: „Die Stunde der Vergeltung kommt so sicher für die Dänen, wie auf den Blitz der Donner folgt. Bei der ersten großen europäischen Verwicklung, die Frankreich anderswo beschäftigt, ist es um Dänemark geschehen. Wir sind von des Hammergottes Geschlecht. Das muß den Elsässern erst klar werden durch dauernde Entrechtung" (S. 167).

Man überlege sich, welche Inspirationen aus diesem Geiste für die Lösung unserer innerpolitischen Gegensätze ausgehen können! Auch hier überall dieselbe Gebärde unverhohlenen Hasses gegen die „roten Maulhelden" (S. 123), „die Pest des Pazifismus" (S. 77), die demokratischen Staatseinrichtungen — und alles nach der Me-

lodie: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt" (S. 152). „Schließen die Schwatzbude beim ersten Kanonenschuß, alle roten Maulhelden in Schutzhaft, dann gab es nie einen 9. November" (S. 123). Wer nicht spürt, daß das die Haltung des nach allen Seiten anbändelnden Boxers, aber nicht die des gotischen Menschen ist, und daß daran auch Versicherungen wie die: „Kein Volk kann ohne Ideale leben" (S. 152) nichts ändern, der hat ganz sicher keinen Instinkt für Prägung und Ausdruck und wird nie an einer Erneuerung der deutschen Kultur mitwirken können.

Aber selbst wenn man sich die „Staatsphilosophie" von Max Wundt ansieht (München, Lehmann 1923), welcher Gedanke stammte hier nicht aus dem Geiste des 19. Jahrhunderts? Wundt möchte die völkische Bewegung über die Zeit des Sturmes und Dranges hinweg zur verstandesmäßigen Abklärung" kommen sehen. Ihm schwebt „die Durcharbeitung des völkischen Gedankens bis in seine tiefsten Gründe und hinein in seine letzten Folgerungen", „sein Ausbau zu einem in sich geschlossenen Gedankensystem, zu einer Weltanschauung" vor (Deutschlands Erneuerung, 9. Jahrgang 1925, Heft 2, S. 105 f.). Ich kann nicht finden, daß seine „Staatsphilosophie" auch nur Klarheit über die von uns aufgewiesenen Züge der völkischen Weltanschauung brächte, geschweige denn, daß er Wege zu ihrer Entwirrung und Überwindung wiese. Vielmehr steht er selber in ihrem Bann. Es ist der individualistisch-naturalistische Machtgedanke Treitschkescher Herkunft, den er vertritt, ohne jede Spur gotischer Prägung. Schon in den Proportionen, in denen die einzelnen Lehrstücke behandelt werden, tritt er hervor. So handeln vom Völkerrecht zwei dürftige Seiten, dem „Staat als Kriegsmacht" werden zehn gewidmet. Auch im Einzelnen erscheinen dieselben Sätze wie bei Treitschke. „Alle Fragen in dem Verhältnis der Staaten zueinander sind ... reine Machtfragen" (S. 89). Das ist das Boxerideal. Gleich daneben heißt es: „Recht und Gerechtigkeit werden wohl einmal vorgewandt, doch nur in der Absicht, seine Stellung in den Augen Dritter oder dem eigenen Volk gegenüber zu stärken" (S. 89)! Daß hier ein Problem liegt — Alfred Vierkandt nennt es das Problem des Zuschauers — das möglicherweise die ganze individualistisch-nauralistische Grundposition erschüttern könnte, wird nicht erörtert.

Vollends muß man um der Würde des moralischen Gesetzes willen die Art, wie der Konflikt zwischen Politik und Moral abgehandelt wird, einfach sophistisch nennen. Da wird zunächst zugegeben, daß „die gesamten Ziele des Staates im Gebiete der inneren Politik" „im höchsten Grade sittliche" sein müssen. Der Konflikt beziehe sich nur auf die äußere Politik, und auch hier nur auf das „Randgebiet" „der Auseinandersetzung zwischen den äußeren Vorteilen der Staaten untereinander", bei dem wir „auch im Leben des Einzelnen ein ziemliches Maß von Entschiedenheit" vertragen (S. 92). Soll das heißen, daß solche Auseinandersetzung zwischen äußeren Vorteilen auch für den Einzelnen mehr oder weniger jenseits der Zehn Gebote liege — wie kann man dann hoffen, der Moral auch nur in der inneren Politik, die doch überreich an solchen Auseinandersetzungen ist, Geltung zu verschaffen? Soll aber „die Entschiedenheit", von der hier die Rede ist, doch etwas Moralisches sein, — warum wird sie dann an den „Rand der sittlichen Persönlichkeit" verlegt (S. 93)? Ferner heißt es:

> Solches Einstehen für den eigenen Vorteil ist nicht an sich verwerflich, sondern muß danach beurteilt werden, in dem Dienste welch höherer Lebenswerte es geschieht. Sind solche höhere Lebensinhalte nicht vorhanden, sondern wird das gesamte Dasein des Menschen nur davon ausgefüllt, seinen eigenen Vorteil zu suchen, so stellen wir ihn moralisch ziemlich tief. (S. 93.)

Nun gehörte es doch zum Wesen des Staates, nichts Höheres über sich zu haben, denn er ist „selbstbewußte Macht" (S. 94) — also scheint das moralische Verdikt über den Staat unaufhaltbar. Wird es nicht ausgesprochen, soll also der Staat eine moralische Macht sein — wie kann man ihn durch den Satz außerhalb aller Moral stellen, daß es sich im Verhältnis der Staaten zueinander um „reine Machtfragen" handelt?

Daß das alles entweder gar nicht gesehen wird, oder daß das Denken darüber so linienlos und unstet verläuft — wie ein am entscheidenden Punkt immer wieder ausbrechendes Pferd — das ist eben in jener weltanschaulichen Bindung begründet, die wir aufzuzeigen versuchten. Es ist der kollektiv-individualistische Glaube an den Absolutheitscharakter des Staates, dessen volle Konsequenzen auszusprechen man nicht wagt, weil im Aussprechen hier schon der erste Schritt zur Überwindung läge. Daher auch die religiös gefärbte Sprache und die gesteigerten Erwartungen, wo vom Kriege die Rede ist. Da ist „aller Trug verweht und die furchtbar ernste Wahrheit zeigt sich unverschleiert". „Im Kriege, wo es um sein höchstes Gut geht, kommt das Volk recht eigentlich zum Bewußtsein seiner selbst." „Der Krieg schweißt ein Volk zur Einheit zusammen", er ist darum „von hohem sittlichen Werte", „jeder höhere Aufschwung des Volkstums" bleibt an ihn geknüpft. Und auch „einzelne unerfreuliche Nebenerscheinungen, Selbstsucht, Geldgier und Genußleben, können an dieser Bedeutung des Krieges im ganzen nicht irre machen" (S. 95).

Alle diese Gedanken liegen nicht in den „Anfängen". Sie sind vielmehr reine Ausgeburten des 19. Jahrhunderts und zwar besonders seiner letzten Hälfte, und wie von daher eine politische Wiedergeburt kommen soll, ist unerfindlich.

Die religiöse Entscheidung

So käme zuletzt alles — schlechthin Alles — auf die Klärung der letzten weltanschaulichen Gebundenheit an. Das wird innerhalb der Bewegung selbst dunkel empfunden. Daher die Wendung ins Religiöse. Aber wir sahen, daß sie in der besprochenen rein völkisch-germanischen Form keine Klarheit, sondern nur eine Überhitzung der bestehenden Unklarheit bringt. Wie ist hier zu einer Entscheidung zu kommen?

Da wird nun innerhalb der Bewegung selbst eine Antwort gegeben, die zum Aufhorchen zwingt und in der die letzte Lösung beschlossen sein kann, wenn sie sich selber voll versteht: wirkliche Hilfe für die völkische Bewegung kann nur von der Germanisierung des Christentums kommen. Dabei kommt nun alles auf die Verteilung der Wertakzente an. Ist hier mehr an eine Verdeutschung des Christentums oder an eine Verchristung des Deutschtums gedacht — will man, konkret gesprochen, das Christentum mehr in den Dienst der völkischen Bewegung oder die völkische Bewegung in den Dienst des Christentums stellen?

Ausschlaggebend für die Beantwortung dieser Frage können selbstverständlich nicht die Programme sein — überhaupt nicht Einzelheiten des äußeren Gebarens. Man kann im Schrifttum etwa des „Bundes für deutsche Kirche" oder der „kristdeutschen Bewegung" manches beherzigenswerte Wort lesen, wie es auf der anderen Seite an unerfreulichen Anzeichen nicht fehlt. Aber wir werden uns nicht an den einzelnen Ausdruck hängen; unser Geschlecht ist innerlich zu zerrissen, als daß es im Handumdrehen die Einheitlichkeit des Lebensstils wiedergewinnen könnte. Wir fragen nach der Gesamtstruktur, der inneren Dynamik dieser Richtung, nach dem Rhythmus, dem Wogengang ihres Erlebens. Und da stoßen wir nun auch hier wieder vornehmlich auf die zwei von uns aufgewiesenen Züge: das Problem der Lebendigkeit und der Individualität. Man möchte ein lebendiges Christentum.

Man weist ganz ähnlich wie etwa auch die religiös-soziale Bewegung auf die Wirkungslosigkeit seiner heutigen Lebensform hin und sieht den Grund im Dogmatismus, der begrifflichen Erstarrung und im Historis-

mus, der zeitgeschichtlichen Einsargung. Gegen diese hatte sich schon de Lagarde mit dem Satze gewandt: „Nichts ist für den Menschen von Segen als das, was ich jeden Augenblick wiederholen kann." (Deutsche Schriften, Seite 270.) Nun wird darauf hingewiesen, daß besonders die Jugend, „vor allem Wahrheit, Stellungnahme in den großen Fragen des Glaubens und des Lebens" verlange. Es sei ihr gleichgültig, was Augustin und Paulus, Luther und Zwingli, Schleiermacher und Hengstenberg gedacht haben. Man beruft sich auf den Satz von Fichte: „Nicht das Historische, sondern allein das Metaphysische macht selig" und fragt: „Was ist das tote Pulver, wenn nicht der Funke hineinfällt?" Demgegenüber sucht man das aus allen zeitgeschichtlichen Umhüllungen herausgeschälte, von all seinen „Häuten" befreite „reine Christentum". (Friedrich Andersen, Der deutsche Heiland; München 1921, S. 30 ff.) Das reine Christentum aber ist Christus, seine lebendige Verkörperung, „Christus ist das Christentum" (Andersen, S. 29). Christus „ist der einzige Schlüssel zur Erkenntnis Gottes" (S. 39). Bezeichnend für die Bedeutung, die das Lebensproblem bei dieser ganzen Kritik spielt, ist der Hinweis auf den Gewinn an „Einfachheit", den das Christentum dabei haben wird. „Einfachheit aber ist das Siegel der Wahrheit. Die Religion kann nicht anschaulicher, verständlicher, volkstümlicher uns entgegentreten als in der Verkörperung einer sichtbaren und greifbaren Menschengestalt. Das ist besser als alle Dogmatik und jedes philosophische System" (S. 38). Aus dieser Art der Betrachtung entsteht ein Christusbild, das man sich am besten an Chamberlains Buch „Mensch und Gott", wohl der bedeutendsten völkisch-theologischen Schrift, vergegenwärtigt (München 1921); danach besteht „das Bezeichnende für des Heilandes Art zu wirken" darin, „daß er weniger Gewicht auf das Lehren legte als auf das Leben" (S. 95).

Demgemäß sucht man nun auch eine unmittelbar zu uns sprechende Darstellung solchen auf seine Urgestalt zurückgeführten Christentums im eigenen Volkstum. Die christliche Religion soll dabei ihren Menschheitscharakter nicht verlieren, aber „die eine Herde unter dem einen Hirten" soll nicht eine „mechanische, sondern organische Einheit" darstellen — „weit entfernt von jenem öden und abstrakten Internationalismus, der unter Verwischung der Arten die Menschheit als einen großen Brei ansieht und sie in ein Völkerchaos verwandeln möchte" (Andersen a. a. O. S. 134).

Damit mündet dann die ganze Betrachtung in ihr eigentliches Thema ein: das Christentum soll nicht nur lebendig, sondern völkisch-individuell geprägt sein. Man sieht, wie hier die Beziehung auf Christus vor einer einfachen Selbstvergötzung des germanischen Blutes allerdings bewahrt. Entscheidend wird nun aber die Frage sein, ob der von uns als die eigentliche Quelle aller Urteilstrübungen aufgewiesene Rassenindividualismus auch wirklich dynamisch, erlebnismäßig — statt nur dogmatisch — überwunden ist. Diese Frage muß mit Nein beantwortet werden. Wir stehen hier an dem Punkt, wo die ganze Dämonie dieser Rassenüberwertung sich voll offenbart. Es sei gleich vorweg gesagt, daß uns die völkische Ausprägung des Christentums eine unabweisbare Notwendigkeit, ja Selbstverständlichkeit zu sein scheint. Wo einmal die tödliche Abstraktheit erkannt ist, die unserm Christentum nicht das Gepräge gibt, sondern alles Gepräge nimmt und die zur Emanzipation fast aller Lebensgebiete geführt hat, wo auf der andern Seite der Sinn des Wortes wieder erkannt ist: „Das Wort ward Fleisch", wo die großen Verheißungen wieder verstanden werden vom kommenden Reich, vom Wohnen Gottes bei den Menschen, von der Erneuerung aller Dinge, da muß auch die Frage wieder brennend werden, welche Gefäße sich dem Göttlichen auf dieser Erde denn eigentlich darbieten, und da kann die Antwort dann gar nicht anders lauten als so: Entweder gelingt es, gerade die gestaltenden Urmächte der Erdenwelt — und dazu gehört doch zweifellos das Blut — ihrem bloßen Fürsichsein, ihrer Autonomie, ihrer Emanzipation zu entreißen — oder die christliche Ideenwelt wird ewig in den Wolken schweben und muß den Anspruch aufgeben, der Welt von Gott her einen neuen Sinn zu geben *). Daß also die Frage nach dem Ewigkeitswert des Volkstums wieder gestellt wird, bedeutet zweifellos ein Verdienst der völkischen Bewegung, das ihr niemand schmälern soll. Nun kommt aber alles darauf an, ob die Frage ganz begriffen und ob sie richtig beantwortet ist.

Worin liegt denn nun eigentlich das Wesen der christlichen Antwort? Doch wohl darin, daß hier aller Verheißung das Wort Buße vorausgeht, also in der Einsicht, daß nichts Irdisches an und für sich Gefäß für das göttliche Leben sein kann, daß der Schöpfungscharakter aller Dinge als von Grund aus gestört, daß nicht nur die Peripherie des menschlichen Wesens als ein wenig in Unordnung geraten, sondern das Zentrum als hoffnungslos verunreinigt und vergiftet gilt „auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme" (1. Kor. 1, 29). Es gibt keinen irdischen Punkt, an dem es eine umweglose Konkretisierung des Göttlichen gäbe: nicht im Leibe — man kann durch jedes seiner Glieder sein Leben verlieren, „haue es ab und wirf es von dir" —, nicht in der Familie — wer nicht haßt seinen Vater, seine Brüder, seine Schwestern, der kann nicht Jünger sein —, nicht im Staate — die Forderung: „Gebt Gott, was Gottes ist" übergreift den Staat unter allen Umständen und ist mit der anderen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" in keiner Weise durch ein Gleichheitszeichen zu verbinden. Ein so selbstzufriedener Satz wie der: „Das Licht der Welt waren und sind die Germanen, wie die Gegenwart beweist" (Fr. Döllinger, Baldur und Bibel, Nürnberg 1920, S. 160) ist auf keinem Umwege mehr auf christliche Inspirationen zurückzuführen. Hier wird dem Ich alle Zufriedenheit mit sich selbst genommen und der Mensch schonungslos mit sich selbst veruneinigt, denn Er ist nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert (vgl. auch Hebr. 4, 12). Daß also die Seele aus allen irdischen Beruhigungen herausgetrieben, daß sie in die Nachfolge dessen gewiesen wird, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegt, daß das inquietum est cor nostrum **) zum Leitmotiv dieses Daseins wird — wer das alles aus dem Christentum herausbricht, nimmt ihm seinen Sinn.

Dieser Sinn ist ihm in seiner völkischen Interpretation genommen. Von Uneinigsein, Kampf, Scheidung, Reinigung, Erneuerung, Wiedergeburt, Auferstehung ist allerdings die Rede. Aber nicht vom Uneinigsein mit sich selbst, nicht vom Kampf gegen seine eigensten Anlagen und Erbschaften. Der Feind steht immer draußen: außer dem Selbst, außer der eigenen Rasse, außer dem eigenen Blute. Der Feind heißt Juda. Ich kann nicht finden, daß an der inneren Struktur dieser Parole, an ihrer verblüffenden und auf keine Weise christlich zu interpretierenden Einfachheit durch eine bloße christliche Umrahmung irgend etwas geändert sei. Es muß für den Christen ja gewiß auch Kampf nach außen geben — warum nicht auch gegen Juda? Aber doch nur, insoweit er sich selbst unter das Gericht stellt, insoweit er die nach außen angewandten Maßstäbe ausdrücklich auch auf sich selbst bezieht. Sonst verfällt er unweigerlich der Lächerlichkeit, über fremde Splitter zu richten, wo eigene Balken auszuziehen wären. Der Gesamteindruck, den man von diesem Verchristlichungsversuch des völkischen Gedankens erhält, ist deshalb der, daß nicht so sehr die germanische Rasse auf die Hilfe des Christentums als das Christentum auf die germanische Rasse angewiesen sei. Erst in der völkisch-ger-

*) Vgl. den Aufsatz des Verfassers „Wahre und falsche Vaterlandsliebe". Neuwerk 1923, Nr. 2, 4/5.

**) Die Unruhe unsers Herzens. D H

manischen Prägung kommt es zu sich selbst. „Heute — heißt es — ist unsere Aufgabe, auch die letzte Haut abzuziehen, die jüdische, um endlich das reine Christentum zu finden" (Andersen, S. 32): keine Spur von dem Bewußtsein, daß man ihm statt der jüdischen doch nur die germanische Haut überziehen will, wogegen, wie gesagt, nichts einzuwenden ist, solange man weiß, daß jede Rasse von oben her gerichtet, weil nur Haut, nur Hülle ist, was aber zum Unsinn wird, wenn man sich einbildet, daß damit etwas Letztes, das „reine Christentum" gewonnen sei. Bezeichnend ist z. B. folgender Satz von Friedrich Andersen: „Welch ein Gewinn würde sich für die deutschvölkische Bewegung ergeben, wenn es gelänge, die etwa 30 000 evangelischen und katholischen Geistlichen in Deutschland mit Verständnis für ihre Ideale zu erfüllen und womöglich durch einen geschlossenen Übertritt zu ihr ihren Mitgliederbestand mit einem Schlage zu verstärken" (S. 131)! Erstaunlich ist schon, daß nicht die völkische Bewegung mit Verständnis für das christliche Ideal, sondern die offiziellen Vertreter des Christentums mit Verständnis für das völkische Ideal erfüllt werden sollen, daß mit keinem Wort an das Schicksal einer Kirche gedacht wird, deren sämtliche Pfarrer zur völkischen Bewegung „übertreten". Immerhin, das könnte ein ungenauer Ausdruck sein. Nun höre man aber die Begründung: die Bedeutsamkeit jenes Übertrittes läge darin, daß „diese Kirchendiener" „durchweg aus den besten und gesündesten, dazu auch in der Regel reinblütigen und vaterländisch gesinnten Schichten unseres Volkes" kommen, und weil sie noch „einen weitreichenden Einfluß auf viele Kreise" haben. Das heißt, ihren Wert haben jene Kirchendiener nicht durch ihr Christentum, sondern durch ihr Blut und durch ihren Einfluß. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Ganz unzweifelhaft tritt diese innere Umschichtung vom Rassenindividualismus aus an dem ganzen Gedankenkomplex hervor, der sich mit der Stellung Jesu seinem Volk gegenüber beschäftigt. Es ist der Kampf Jesu gegen sein eigenes Volk — wie es schon der der Propheten ist —, der hier besonderer Aufmerksamkeit begegnet. Wie erklärt man ihn? Die Antwort lautet: „Jesus kein Jude", wie ohne Einschränkung Friedrich Delitzsch (Die große Täuschung, Stuttgart und Berlin 1921, S. 59, 62) und Döllinger (a. a. O. 162) verkünden und wie noch ein ganzes Kapitel in Andersens zurückhaltenderem Buche: „Der deutsche Heiland" überschrieben ist (S. 33 ff.) Man wird zwar bei fortschreitender Besinnung so vorsichtig, die Frage der rassenmäßigen Herkunft für ungeklärt und auch aufs Letzte gesehen für belanglos zu halten. Das gilt vor allem von Chamberlain, der im Gegensatz zu den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" in „Mensch und Gott" „die Frage nach der Rassenangehörigkeit der Familien des Josephs und der Maria" für „unlösbar" erklärt (S. 90). So fatal nach Andersen eine jüdische Abstammung wäre — „warum kann nicht eine schöne Blume oft gerade auf einem Mistbeete wachsen?" (S. 33) — damit setzt man sich freilich in Widerspruch mit dem sonst festgehaltenen und gerne zitierten Satz von Adolf Bartels, daß „Religion die schönste Blüte eines Volkstums" sei (S. 131). Aber wie dem sei, für ausschlaggebend wird gehalten, daß „seine Seele ‚urgermanisch'" war. Christus mutet uns, wie der dem äußeren Typus nach slavische Luther, „auf alle Fälle indogermanisch" (S. 37) an. Entscheidend bleibt, „daß Jesus in seiner Lehre und seinem eigentlichen Wesen keine Spur eines jüdischen Geistes" zeigt (S. 37). Nur so bleibt erklärlich, daß er dem Judentum auf das Heftigste entgegentritt, es empfindlich in seinem innersten Kern trifft, es völlig durchschaut, entlarvt und besiegt, wie auch nur so voll begreiflich wird, daß das jüdische Volk ihn „als einen Fremdkörper aus seinem eigenen Bestand ausstößt" (S. 37).

Sicherlich ist hierin der ewige Sinn des Kreuzes nicht verstanden.

Sollte Christus wirklich gestorben sein, nur „um den Drachen des Judentums" zu überwinden? (Andersen, S. 38.) Sollte der göttliche Sinn seines Todes nicht der sein, uns die Schlangenbrut sehen zu lassen, die wir auf dem Grund unserer eigenen und sei es auch germanischen Seele züchten? Ging der Pharisäer oder der Zöllner gerechtfertigt nach Hause? Steht Christus nur am Anfang der Episode der Weltentjudung oder ist in dem Kreuz auf Golgatha der Sinn der ganzen Weltgeschichte enthalten? War der Kampf Jesu gegen sein Volk nur eine geschichtliche Zufälligkeit, oder würde er, als Sohn des germanischen Urwaldes geboren, ihn im ganzen ähnlich geführt haben? Würde er vielleicht auch die Germanen „mit vernichtender Ironie abgeführt", würde er vielleicht auch hier „in allem und jedem das genaue Gegenteil" gelehrt und sich über die „Erstorbenheit" ihrer Herzen erzürnt haben (Chamberlain, Mensch und Gott, S. 110, 116); würde er vielleicht auch sie in ihrem innersten Kern getroffen, völlig durchschaut, entlarvt und besiegt haben, — um dann auch hier weit entfernt „so recht nach dem Herzen der Deutschen" zu sein, als „unbequemer Prophet" (Dr. Riedlich, Die Jugendgeschichten vom Heiland, 1. Reihe, 1. Heft, Leipzig 1925, S. 50 f.), als „Fremdkörper" ausgestoßen zu werden? Sollte die Menschwerdung des Logos, in welcher Rasse sie immer geschehe, vielleicht immer und überall unter der Tragik des Satzes stehen: „Die Finsternis nahm ihn nicht auf?" Könnte es nicht so sein, daß die menschliche Seele, in welcher Blutgewandung auch immer, ihrem eigenen Ursprung entfremdet, unter dem Verhängnis stünde, blind zu sein gegen ihre eigensten tiefsten Lebensgesetze und Gesundheitsbedingungen? So ist doch wohl die Meinung des Prologs zum Johannesevangelium: „Das war das wahrhaftige Licht, welches alle erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt kannte es nicht. Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf." Geht von der Bibel ein ewiges Anti — nicht nur, wie man meint, gegen den Semitismus, sondern auch gegen den Germanismus wie jeden anderen Ismus aus (vgl. Biblischer Antisemitismus von Pastor Karl Gerecke, München), ist sie nach Blumhardts Wort „ein Geschichtsbuch unseres Fleisches, unserer elenden Trägheit" — oder ist sie es nicht? Und ist sie es nicht, was kann sie sein? Könnte Christus nicht aus Liebe zu seinem Volk so unerbittlich gegen es gekämpft haben, eben weil er wußte, daß es keinen sichereren Weg ins Verderben gibt als die verfluchte Solidarität des Menschen mit seinem Sosein und Hiersein und keinen anderen Weg ins Leben als die radikale Entzweiung des Menschen mit sich selbst? Warum sollte er sonst über Jerusalem geweint haben?

Nur ein Wort sei hier über das Alte Testament gesagt. Die Kritik seiner pädagogischen Brauchbarkeit enthält gewiß im Einzelnen viel Richtiges, wozu nur bemerkt werden muß, daß sie nicht original völkisch ist, sondern in ihrem wahren Kern mit gleichem Nachdruck und größerer religiöser Tiefe z. B. von der religiös-sozialen Bewegung vertreten wird. Die geistige Grundeinstellung aber, die hinter allen einzelnen Urteilen steht, ist pharisäerhaft abstrakt und unlebendig. Kein Gefühl für die Einzigartigkeit der Tatsache, daß hier ein Bild des Lebens voll Saft und Kraft vor uns steht, daß hier aus allem irdischen Wirrsal, aller Gier nach irdischen Dingen, aus Bruderzwist, Krieg und Wollust, die wahrlich mit ungeschminktem Realismus dargestellt sind, ein unabweisbares Ungenügen an aller bloß irdischen Erfüllung herauswächst, das nichts von dekadenter Blutleere in sich hat, sondern in dem eben gerade auch die tiefste Sehnsucht des Blutes sich erst verstehen lernt, ein Ungenügen, das in der Gestalt der Propheten nicht nur zu dem Bewußtsein tiefster Verbundenheit mit dem Geist und der Geschichte des eigenen Volkes erwacht, sondern das hier zugleich den Mut zu heroischer

Auflehnung gegen alle bloße nationale Selbstgefälligkeit findet, ja, das um seines Ewigkeitsgehaltes willen den irdischen Rahmen des Volkstums zersprengt, um zur Weissagung zu werden. Man muß wohl sagen, wer die Einzigartigkeit dieses Vorganges nicht sieht, wird auch außer Stande sein, die Geschichte des eigenen Volkes wirklich unter der Ewigkeitsperspektive zu sehen und zu begreifen, daß auch hier alles wahrhaft neue Leben aus dem Seufzer geboren ist: „Gott sei mir Sünder gnädig."

Wir gingen von der Möglichkeit einer doppelten Betrachtung der völkischen Bewegung aus. Von außen gesehen ist sie Masse. Sie ist es im Widerspruch mit ihren eigenen tieferen Instinkten, mit ihren echten Bedürfnissen. Das zu sehen ist die Lebensfrage der völkischen Bewegung. Es wird ihr nur möglich sein, wenn sie zur Selbstbesinnung kommt. Es gibt ein Nachdenken über sich selbst, das nur die Unbefangenheit raubt, weil es auf halbem Wege stehen bleibt, und zwar nicht mehr Natur, aber auch noch nicht Geist ist. Wir griffen zwei Punkte heraus, an denen die völkische Bewegung in diesem mittleren Stadium der Reflexion steht. Weder der Lebens- noch der Individualitätsbegriff sind bei ihr naiv. Aber sie sind auch noch nicht geistig und deshalb nicht wahrhaft unmittelbar. Dahin kann nur eine Selbstbesinnung führen, die ihren vollen Ernst gewinnt, die aus aller bloßen Subjektivität zu reinster Sachlichkeit strebt, die ihren Weg bis in die verborgensten Schlupfwinkel der Selbstverhüllung hinein, durch allen bloßen Ausdruck — auch den germanischen — alle bloße Form hindurch wirklich zu Ende geht. Solche Selbstbesinnung ist nur im Zeichen des Kreuzes möglich: sie muß durch ihr eigenes Werk hindurch den Querbalken gelegt fühlen; anders geht das Absolute nicht in die Sphäre des Relativen, das Unendliche nicht in die Endlichkeit ein. Auferstehung gibt es nicht ohne Tod. Das irdische Gefäß kann seine höchste Bestimmung, das Überirdische wahrnehmbar zu machen, nur im Zerbrechen erfüllen. „Erkenne dich selbst" heißt: sein Erkenntnisvermögen Gefäß werden, d. h. im demütigen Bewußtsein seiner Endlichkeitsgrenze nach der unendlichen Wahrheit hintasten lassen. Das muß doch wohl schon Heraklit in seinem dunklen Wort über den delphischen Gott haben sagen wollen: er „verbirgt nicht und verkündet nicht, sondern zeigt nur hin."

In diesem Sinne können unsere Erörterungen auch nur hinzeigen, wo unseres Erachtens die Lösung der völkischen Frage und der sie bewegenden Probleme liegt. Gehen muß den Weg Jeder selber. Wo es aber geschieht, dessen sind wir sicher, dort wird es endlich zu einer Bewegung, zu völkischer Eigenart, Lebendigkeit und Erneuerungskraft kommen. Dort wird man aufhören, sich so qualvoll im Kreise herumzudrehen, wird sich nicht nach Individualität sehnen und Masse werden, nicht Leben wollen und in lauter abgelebten Formen Erfüllung suchen. Nur im allgemeinsten, in keiner irdischen Gestalt aufgehenden Allgemeinen ist Eigenprägung, nur in Gott ist Leben möglich. Nur wer Rasse und Blut endgültig verderben will, mache ein Letztes aus ihnen. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen!" In diesem Sinne wünschen wir der völkischen Bewegung, daß sie klein werde. Wenn hier die Pfarrerschaft beider Konfessionen ihre Aufgabe begreift, nimmt sie nicht das Hakenkreuz, wie ihr empfohlen wird, sondern verhilft der Bewegung zu dem Mißerfolg, zu dem Stillewerden, zu der Einsamkeit, zu der radikalen Ernüchterung, die erst der wahre Weg zu dionysischem Lebensschwung sind und durch die allein sie gerettet werden kann.

Zur Selbstbesinnung kommen heißt Klarheit über die wahren Erfüllungen suchen und die Scheinerfüllungen absterben lassen. Jede Mehrung der Wahrhaftigkeit in diesem Sinne wird auch eine Mehrung wahrhaft völkischen Lebens sein. Das heiße uns „treudeutsch allewege"!

Ziegra (Sachsen) Alfred Dedo Müller

Die Lehren der Geschichte über den Konflikt zwischen Moral und Politik

Friedrich Meinecke, Die Idee der Staatsraison

6. Wir

Damit stehen wir bei uns selbst. Meinecke faßt den Ertrag seiner Untersuchung in ein Schlußkapitel zusammen: „Rückblick und Ausblick". Ihn bewegt vor allem die Frage: Ist es nicht die in ganz Europa zur Herrschaft gelangte, bei den Westmächten klüger verdeckte, bei den Deutschen offen anerkannte und bejahte Idee der Staatsraison gewesen, die Europa in die furchtbare Katastrophe des Weltkrieges hineingerissen hat? War es nicht die Emanzipation der Politik von der Moral, die nun, da die Entwicklung des modernen Militarismus, Nationalismus, Kapitalismus*) die Machtmittel der Staaten ins Ungeheure vermehrt hatte, der dadurch hervorgerufenen Trunkenheit alle Hemmungen abgenommen und ihr den Weg des Verderbens freigemacht hat?

Man ist unwillkürlich geneigt, diese Frage sofort zu bejahen. Aber bei tieferem Nachdenken könnte man auch eine ganz andere Antwort geben und die Ursache an der Verwüstung Europas und an dem Untergang des deutschen Reiches ganz wo anders suchen — nämlich darin, daß die Politik aller Mächte, besonders aber die Deutschlands, die unverbrüchlichen Imperative der Staatsraison verkannt und verachtet hat. Darin, daß Deutschland, um bei diesem zu bleiben, eben nicht kluge, kühle, vorsichtige Interessenpolitik, sondern phantastische und romantische Illusionspolitik getrieben hat. Das Ringen zwischen Bethmann, Kühlmann und dem Helfferich von damals auf der einen Seite und den Militärs, den Alldeutschen und der Vaterlandspartei auf der andern stellt sich dann nicht als ein Gegensatz zwischen Moral und Politik, sondern zwischen Staatsraison und Unvernunft dar. Denn gerade jene verlangt, weil der Staat mit der Macht steht und fällt, die Macht nicht waghalsig aufs Spiel zu setzen, in den Grenzen zu bleiben, die sie zieht, und lieber auf weitergehende Ziele zu verzichten, als sie zu riskieren. Man könnte aus dem Verlauf des Krieges geradezu ein Musterbeispiel für Machiavellis Lehre ableiten, daß sich die Pflicht, der necessità zu gehorchen, nicht ungestraft verletzen läßt. Die Idee der Staatsraison, vor den Richtstuhl unseres zerschlagenen Volkes gefordert, könnte wohl entgegnen: „Was klagt ihr mich an? Habe ich euch nicht lehren wollen, daß die Erhaltung der Macht des Staates das oberste Anliegen aller Politik sein muß und daß dies Ziel wahrlich die Aufopferung eurer Gier nach neuen Absatz- und Rohstoffgebieten, ja auch den Verzicht auf Kriegsentschädigung und etwas militärisches Prestige wert gewesen wäre? Habe ich euch nicht gelehrt, daß es für den Staat immer nur eine Notwendigkeit gebe, die freilich auch nicht durch die Moral, aber noch viel weniger durch die Interessen einzelner Erwerbstände oder durch die Furcht vor demagogischen Agitationen außer Kraft gesetzt werden dürfe? Ihr könnt die hohe Göttin Moral ruhig aus dem Spiele lassen: nicht durch Verstöße gegen die Moral, sondern gegen die Staatsraison seid ihr gescheitert." Und am allermeisten würde sie denjenigen zurufen dürfen, die sich im Kriege am lautesten als Realpolitiker und Jünger Machiavellis aufspielten: „Weichet von mir, ich habe euch nie gekannt!" Und vielleicht gar fortfahren: „Ihr habt es ja auch bis heute nicht gelernt, was es um die Zwangsläufigkeit der Politik ist!" Oder, um einen edleren Geist als den Machiavellis zu zitieren, nämlich den Bismarcks, würde er nicht sagen dürfen: „Nicht die Fortsetzung meiner Politik, sondern euer Abfall davon trägt die Schuld!" Und ich galube, wenn der

*) Müßte man nicht auch die Hygiene nennen, die die physische Kraft, die Quelle aller wirtschaftlichen und politischen Macht, so außerordentlich gesteigert hat?

Geist der Staatsraison so urteilte, das Recht wäre auf seiner Seite!

Jedoch die Entscheidung dieser Frage, wie weit der Ausgang des Krieges ein Gericht über die Unmoral der kriegführenden Völker, wie weit ein solches über ihre Torheiten, die ja freilich auch auf moralischen Fehlern beruhen, gewesen ist, überlasse ich den Historikern. Denn nur sie können aus einem vollständigen Durchblick durch alle wechselnden Situationen des Kriegsverlaufes feststellen, wo und wann die Staatsraison einen andern Weg geboten hätte als den gegangenen. Mich bewegt tiefer noch die Frage, was für einen Ertrag die vorgelegte Untersuchung der christlichen Ethik (eine andere kann es unter uns nicht geben) abwirft und was sie über Politik und Moral fortan lehren soll.

Da scheint mir nun zuerst dies geradezu in die Augen zu springen, daß sie den vorhandenen Konflikt unter keinen Umständen zu leugnen oder auszugleichen versuchen, sondern ihn in seiner vollen Schärfe anerkennen soll. Der Konflikt ist da und ist unauflösbar, er ist mit dem Dasein der Menschen im Staate gegeben und könnte nur mit der Aufhebung der Lebensbedingungen des ζῶον πολιτικόν verschwinden, die als gegeben und verhängt einfach anzunehmen sind. Er wird auch durch keine Veränderung der Staatsverfassung und der Staatenverbindung beseitigt. — Freilich möchte ich den vorhandenen Konflikt nicht einen solchen zwischen Moral und Politik nennen. Dabei werden beide Glieder unzulänglich und undeutlich bestimmt. Es handelt sich vielmehr auf der einen Seite um den Inhalt des sittlichen Urteilsvermögens, den die Menschheit auf ihrem Wege angesammelt, immer wieder gesichtet und erprobt hat, und durch den Handlungen als gut und böse bewertet sind — ein heiliges Erbgut, das als ein schweres Gewicht auf den Entschlüssen des Menschen lastet, aber dennoch kein absolutes, unbedingtes Gesetz, sondern eine vom Individuum anzueignende und anzuwendende Richtschnur. Es handelt sich auf der andern Seite um ein neu auftretendes, aus einer konkreten, so noch nie dagewesen Lage spontan entstehendes, deshalb von der Erfahrung noch nicht gemeistertes Bedürfnis. Auch ist das nicht ein Konflikt zwischen Sollen und Müssen, sondern ein Konflikt zwischen zweierlei Sollen; denn auch das Gebot der Staatsraison tritt nicht anders in Erscheinung als in der Brust des Staatsmannes als Verpflichtung und Verantwortung gegen ein anderes Individuum, das des Staates. Die Frage lautet niemals, ob er den Einklang mit der sittlichen Erfahrung der Menschheit oder sich selbst opfern soll, sondern, ob er jenen oder den Staat opfern soll. Und erst so gefaßt wird der Konflikt in seiner ganzen Tiefe und Schwere offenbar. Er führt in die Wahl zwischen zwei Heiligkeiten, in die Notwendigkeit des Sündigenmüssens.

Wenn die Ethik diesen Tatbestand ans Licht stellt, wenn sie ihn um keinen Preis abschwächt, auch nicht dadurch, daß sie parteiisch die eine Heiligkeit von der andern bevorzugt, die eine Sünde für geringer erklärt als die andere — denn solche Abwertungen sind unmöglich, — dann leistet sie dem Menschen den größten Dienst, den ethische Besinnung und Unterweisung leisten kann. Sie bringt ihm die Tragik des Menschenloses zum Bewußtsein und drängt ihn zu dem Entschluß des Glaubens an den Gott, der Sünden vergibt, zu der Bejahung der Paradoxie, daß wir als Sünder doch in der Gnade stehen. Christliche Ethik kann den Menschen nicht lehren, wie er gut handle, sondern nur dies, daß er aus eigner Kraft und Vernunft nicht gut handeln könne und verloren wäre ohne den Glauben an den rettenden Gott. Sie kann ihm nicht einreden, daß der Schmerz und die Unruhe, die er empfindet, sowohl wenn er gegen das Gebot der sittlichen Erfahrung wie wenn er gegen die Staatsraison handelt, nur Schwächegefühl und Sentimentalität sei, sondern nur dazu helfen, diesen Schmerz männlich zu ertragen, das fortiter peccare, das Sündigen ohne Selbstbetrug und Beschwichtigung, und das credere fortius lehren.

Damit aber leitet der ethische Unterricht den Menschen zu dem Doppelten an, wozu er überhaupt gesucht wird: ihm zu einem innerlich als richtig empfundenen Urteil über die Handlungen Anderer und zur richtigen Selbstbeurteilung zu verhelfen. Die Einsicht in die tragische Schwere jenes Konfliktes legt sich aller vorschnellen sittlichen Entrüstung in den Weg. Diese ist nur da am Platze, wo ganz offenbar ist, daß der Handelnde ohne Ernst und Kampf, ohne Gewissenhaftigkeit, leichtfertig, unter der Herrschaft niederer persönlicher Triebe und Interessen handelt. Immer aber, wo hinter der Tat ein wägendes Gewissen erkennbar wird, haben wir zu schweigen, selbst wenn die Tat allem Urteil der sittlichen Erfahrung widerstreitet. Denn es gibt kein Merkmal, an dem eine Tat als solche als widersittlich zu erkennen wäre. Es kommt immer auf das Verhältnis des Menschen zu seiner Tat an. „Sittlichkeit ist niemals zwischen zweien." Dieselbe Einsicht aber wird den Menschen zur sittlichen Selbständigkeit erziehen. Sie wird ihn davor bewahren, seine Entschlüsse leicht zu nehmen, und drängen, diesem Konflikt aus dem Wege zu gehen, solange es nur irgend möglich ist. Sie wird ihn davon abhalten, sich auf die Moral gegen die Staatsraison zu berufen, wenn sich in Wahrheit nur das Kleben an Privilegien dagegen sträubt. Er wird z. B. der Staatsraison, die den Bruch der dem Beamten oder dem Gläubiger gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gebietet, nicht das moralische Gebot der Vertragstreue und des Worthaltens entgegenstellen, sondern sich über den Einklang von Staatsraison und Moral freuen, die ebenso fordert, daß der Einzelne auf seine Rechte verzichte. Sie wird ihn aber auch abhalten, den Bruch der Moral mit der Staatsraison zu rechtfertigen, wenn diese nur Vorwand der Interessen gewisser Stände und Erwerbsgenossen ist. Sie wird ihn mit heißem Eifer nach Wegen suchen lassen, dem Einen zu dienen, ohne das Andere zu verletzen, und sie läßt ihm ein gutes Gewissen erst dann, wenn er wirklich Alles versucht hat. Nie aber wird sie ihm erlauben, aus der Not eine Tugend, aus der Ohnmacht der Vernunft eine List der Vernunft zu machen, die Not zu idealisieren und damit um ihren Stachel zu bringen, sich selbst der Furcht und des Zitterns zu entschlagen, die das Zeichen eines wachen Gewissens sind.

Ich muß annehmen, daß Meinecke diesen Standpunkt, der mit dem seinigen verwandt ist, doch als einen Abfall vom „reinen christlichen Idealismus" empfindet, den er aus den Predigten von Friedrich Wilhelm Foerster*) heraushört.

Ich will mich nicht bei der Frage aufhalten, ob dieser Idealismus wirklich so lauter und ungetrübt ist. Jedenfalls wird dazu zu sagen sein: Wenn dies der christliche Idealismus ist, dann deckt sich die christliche Frömmigkeit nicht damit, denn diese ist nicht Gebundenheit an ein starres Ideal, sondern Glauben an den lebendigen Gott, dessen Wille sich niemals in ein von Menschen geprägtes Ideal oder formuliertes Sittengesetz fassen läßt, dessen Majestät sich auch in seiner Macht über die von Menschen aufgestellten Normen des Guthandelns, in der Macht, sie zu erneuern, außer Geltung zu setzen und zu verfeinern, in der Macht, Menschen in Lagen zu führen, worin jene ihn nicht beraten können, unwidersprechlich offenbart. Ich glaube, deutlich zu sehen, wie Meinecke zu diesem Urteil gelangt ist. Wir stoßen hier auf den Einfluß des Mannes, dem sein Buch gewidmet ist, Ernst Troeltsch. Aber bei aller Anerkennung für die Größe von Troeltschs Lebenswerk darf nicht ungesagt bleiben, daß dieser Einfluß gefährlich ist.

*) Vor einem Menschenalter hätte man statt dessen Ludwig von Gerlach zitiert.

Meinecke scheint mir von ihm vor allem Zweierlei entnommen zu haben. Einmal, daß Luther in das Mittelalter gehört, d. h. daß von ihm für die eigentümlichen Probleme der modernen Welt, also auch für das Problem des Verhältnisses von Moral und Politik, nichts Wesentliches zu holen ist. Denn die Transzendenz, die Jenseitigkeit des Lebenszieles bei Luther reißt zwischen ihm und dem modernen Menschen eine Kluft auf, über die herüber und hinüber ein Verhandeln und Verstehen kaum möglich ist. Jedoch, es ist noch die Frage, ob nicht gerade die Verneinung dieser Transzendenz die Probleme des modernen Menschen so hoffnungslos gemacht hat, ob wir nicht von Luther gerade das lernen können, daß der Glaube an ein Absolutes (S. 542) gar nicht wiederzugewinnen ist ohne den Mut zum Durchbruch durch die Schranken der Immanenz. Sodann aber, daß das echte Christentum nur auf der Linie zu finden ist, die durch die Stationen Mönchtum, Franziskus, Täufer, Sekte bezeichnet ist, während das andere Christentum, das über Paulus zur Kirche, zu Karl dem Großen und Thomas, zu Luther und dem Protestantismus führt, minderwertig ist, Kompromißcharakter trägt, Abschwächung und Verweltlichung darstellt.

Ich weiß nicht, wie weit Meinecke ein persönliches Verhältnis zu Luther hat — seine mir bekannten Schriften verraten davon nichts. Jedenfalls ist ihm Luther der, als den ihn Troeltsch gezeichnet hat, und gerade diese Zeichnung Luthers durch Troeltsch ist kein feststehender Ausgangspunkt; Holl z. B. hat ihn recht anders verstanden. Ebenso, wie ich nicht weiß, ob Meinecke ein Verständnis für Schleiermacher hat. Er nennt ihn zwar in diesem Buche gelegentlich, aber nur sehr beiläufig; als der eigentliche Vertreter des Individualitätsgedankens gilt ihm doch vor allem Hegel — von dem ich lieber sagen würde, daß er die von Schleiermacher gefundene Anschauung von der Individualität alles Lebendigen in einen Schein verwandelt hat. In Meineckes früherem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat" war er merkwürdigerweise mit völligem Stillschweigen übergangen. Auch Richard Rothe ist Meinecke wohl nicht bekannt. D. h. die auf dem Boden des Lutherischen Protestantismus unternommenen Versuche, das vorliegende Problem zu klären, sind keiner Beachtung für wert gehalten. Ich möchte aber doch glauben, daß die zehn Jahre vor Machiavelli geschriebene Schrift Luthers „Von weltlicher Obrigkeit", dann seine Schriften zum Bauernkriege, die aus der Türkengefahr hervorgegangene Schrift „Ob Kriegsleute in seligem Stande sterben können", oder „Ob Christen kriegen dürfen", endlich seine Gutachten zur Frage des bewaffneten Widerstandes gegen den Kaiser, nicht verdienen, so kurzerhand beiseite geschoben zu werden.

In allen diesen Schriften ringt Luthers Gewissenhaftigkeit mit einem ganz ähnlichen Problem, wie es Machiavelli aufgeworfen hat, mit dem Konflikt zwischen Staatsnotwendigkeit und Liebesgebot. Mich will dünken, daß seine Unterscheidung zwischen Amtsmoral und Einzelmoral, besser gesagt: seine Entdeckung, daß das schlechthin ewig gültige Liebesgebot von dem Verantwortlichen anderes Handeln verlangt als von dem Unverantwortlichen, daß Härte und schonungsloser Schwert- und Gewaltgebrauch nicht Abfall vom Liebesgebot sein muß, sondern umgekehrt unbedingter Gehorsam dagegen sein kann, daß Nächstenliebe nicht Liebe zu Irgendeinem sei, sondern Liebe zu dem uns von Gott in der konkreten Situation zu lieben befohlenen Individuum, sei es ein Einzelner, sei es das Volk, und deshalb unter Umständen auch das Gebot der Unbarmherzigkeit gegen den Bedränger und Feind dieses Individuums einschließe, — daß alle diese Gedanken genial sind. Nicht Friedrich der Große hat „zum ersten Male" scharf begrifflich zwischen der Ethik des Privatmannes und des Herrschers unterschieden (S. 376), nicht Hegel erst den Konflikt zwischen Privatmoral und politischer Moral in einen solchen zwischen zweierlei moralischen Geboten verwandelt (S. 445), das Wort: „Ein Zustand, worin Gift, Meuchelmord gewöhnliche Waffen geworden sind, verträgt keine sanften Gegenversuche", deckt sich fast völlig mit den krassen Äußerungen Luthers in seiner Schrift wider die Rotten der Bauern (S. 445), und auch das Wort, daß die wahre Sittlichkeit darin wurzelt, daß Jeder in seiner Pflicht steht (S. 449), hat gut Lutherischen Klang, und das „spezifisch deutsche Bedürfnis", den Dualismus zu überwinden und den Konflikt durch eine höhere Synthese zu lösen, ist doch wohl das Bedürfnis des lutherischen Deutschen. Nur freilich, daß er diese Lösung nicht in einer Identitätsphilosophie suchte, fanden in dem Glauben an den Gott, der Schöpfer und Erlöser in Einem ist.

Wo in aller Welt ist denn Besseres und Förderlicheres zu diesem Problem gesagt worden? Ist denn nicht z. B. bei Bismarck — ich glaube, auch bei Friedrich dem Großen — gerade der Einfluß dieser Gedanken zu spüren, in dem doppelten Sinne, daß sie daraus den Mut zum politischen Handeln geschöpft haben, aber auch darin, daß sie hier die unübersteigliche Schranke ihres Dämonions gefunden haben? Luthers Gedanken gelten heute, wohl nicht ohne Troeltschs Schuld, als abgetan und unbrauchbar. Sie werden wieder aufleben, und es wird sich zeigen, daß er auch auf diesen Gebieten noch Führer und Prophet ist.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Splitter und Balken

Antworten aus dem Leserkreise

1

Der Kampf gegen Splitter und Balken ist immer recht im eigenen und im Auge des Bruders, sofern er aus der Liebe zu Gott und zum Nächsten entspringt. Sünde und Unrecht müssen tapfer und ohne Scheu angegriffen werden, wo man sie findet. Freilich Voraussetzung für diesen Kampf ist das Wissen um den eigenen Balken und das redliche Bemühen, ihn herauszuziehen. Da dies aber lebenslange Arbeit bedeutet, so muß ich auch den Splitter im Auge des Bruders herauszuziehen mich bemühen und muß auch dem dankbar sein, der mir bei meinem Balken helfen will. Das ist Hilfsstellung im Kampf um das Gute. Jesu Wort trifft wohl nur das pharisäische: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute." Das Richten und Verurteilen ohne Liebe, aus der Freude heraus, daß „der Andere" so schlecht ist und „man" so vollkommen, das ist Sünde. Der Feind muß „die Sünde" sein, nicht der Bruder, und man muß wissen und sich klar sein über das Wort Römer 2, 1. Wie der Arzt mit allen Mitteln die Krankheit bekämpft, den Kranken aber liebt und ihm helfen will, genau so muß der Christ zur Sünde stehen. Wo er sie sieht, soll er sie angreifen, bei sich und beim Andern. So tut doch auch Paulus, Luther u. v. A.

Das Wort Right or wrong my country kann nur insofern recht sein, als ich immer zu meinem Volk stehen will: seine Not meine Not, seine Schuld meine Schuld; nicht aber, daß ich die Schuld aufhebe oder Unrecht recht finde, weil es mein Volk ist. Freilich ist es recht, die Sünde bei sich, seiner Familie, seinem Volk, seiner Kirche schärfer zu beurteilen und zu bekämpfen und zuerst vor der eigenen Tür zu kehren, doch nicht mit der falschen und heuchlerischen Demut, die sich nicht vor Gott, sondern vor Menschen demütigt; auch hier kommt die Gleichzeitigkeit des Kampfes gegen Splitter und Balken zur Anwendung. Auch hier muß unerschrocken die Sünde beim Namen genannt und bekämpft werden, wo man sie findet, in der eigenen Gemeinschaft oder draußen. Die Sünde ist der Feind. Frau Ch F.

Das Wunder von Nagyszakácsi

Schade, daß es die Christliche Welt nicht soweit gebracht hat, ihre Gedanken und Berichte mit Illustrationen schmücken zu können. Dafür könnte ich etliche Bilder zur Verfügung stellen, die das Wunder von Nagyszakácsi illustrieren. Die Bilder stammen aus der Sonntagsbeilage eines Budapester Blattes *). Das Wun-

*) Hier wenigstens die Titel der Bilder: 1. Ein ohnmächtiges Mädchen an der Spitze einer Prozession, die die Marienerscheinung

der ist eine Marienerscheinung, die am Ende Juni in einem kleinen ungarischen Dorfe jenseits der Donau, im Somogyer Komitat Nagyszakácsi zwei Gänsehüterinnen zuteil wurde. Am Ende des Dorfes stand eine kleine Betonbrücke, in der Öffnung dieser Brücke ist die „Muttergottes" den zwei Mädchen erschienen. Auf das Gerücht haben sich wundersüchtige Massen in Bewegung gesetzt, im Dorfe fanden sich geschickte Personen, die von den Wundern — Wunder erzählen konnten, es fanden sich Journalisten ein und es erschienen halbmeter lange Artikel in den Budapester Zeitungen, die — und das ist das Bezeichnendste — ohne ein Wort Kritik Berichte erstattet, Äußerungen und Erlebnisse von einfältigen und betrügerischen Bauern mitgeteilt haben. Es scholl etliche Tage im Blätterwald vom „Wunder in Nagyszakácsi". Die Betonröhren der kleinen Brücke wurden zu einem Altare zusammengestellt, es wurde ein luftiges Zelt als Heiligtum aufgestellt, — das fromme Geschäft war im besten Gange.

Die staatlichen Behörden stellten sich auf den Standpunkt des Unglaubens, aber damit war sehr wenig ausgerichtet. Mit Gendarmen und Stuhlrichtern konnte man gegen das Wunder nichts erreichen. Tausende von Pilgern suchten Nagyszakácsi auf und lauschten in der erstickenden Sommerhitze auf Erscheinungen der „heiligen Jungfrau". Die Sache ging auch den Bischof von Veszprém etwas näher an, so daß er eine Untersuchung eingeleitet hat, und in seinem amtlichen Schreiben Nr. 2769/1925 an dem Abtpfarrer von Haposvár, Joseph Hoß, eine unter dessen Vorsitz arbeitende Kommission zu dieser Untersuchung eingesetzt hat. Die Kommission untersuchte mit Hilfe aller Behörden das Wunder von Nagyszakácsi und ist auch den Gerüchten nachgegangen, die soviel von Wundern und Heilungen erzählen konnten, und stellte fest, daß alle Wundererscheinungen und Heilungen, von denen Gerüchte umliefen, ohne Ausnahme Lügen und Betrügereien gewesen sind: der Ortsrichter, der ungläubig gewesen und dafür mit Stummheit bestraft werden sollte, war keinen Augenblick stumm, die Taubstummen hingegen, die geheilt sein sollen, sind nicht gesund geworden, und der geheilte Lahme soll ein ganz gewöhnlicher Schwindler sein. Die Visionen sind einfache Erzeugnisse der erhitzten Phantasie, die dann von den betreffenden Personen den Pilgermassen weiter suggeriert werden sind; zur Erzeugung dieser Visionen trugen viel die Ermüdung, das Fasten und die Hitze des Sommers bei. Die phantastischen Einbildungen einzelner Personen wurden dann von spekulierenden Betrügern aufgebauscht ... Die Kommission, die das alles in ihrem amtlichen Bericht feststellt, fordert die Gläubigen des Volkes auf, daß sie sich von diesem Aberglauben losreißen und den „Gnadenort" Nagyszakácsi nicht mehr aufsuchen sollen.

Die Bilder des „Pesti Naplo" sind in mancher Hinsicht von großem Interesse. In den abgebildeten Prozessionen sind gar keine Tausende und ernste Massen zu erkennen: etliche Schulkinder paradieren da mit einer weißen Kirchenfahne, am anderen Bilde aber kann man unter den etwa 25 Personen, die auf dem Bilde zu sehen sind, ein bleichsüchtiges, in Ohnmacht fallendes Mädchen, einen verwachsenen kleinen Mann und einen anderen Krüppel beobachten. Die anderen Bilder zeigen auch keine Mengen, so daß das ganze Wunder von Nagyszakácsi nicht nur als Wunder, sondern auch als Massenerscheinung, zu welcher es von den sensationssüchtigen Blättern der ungarischen Tagespresse gestempelt wurde, allerdings im Augenblick der Erzeugung dieser Bilder — als eine — Lüge und Betrügerei dasteht.

Die Geschichte ist dennoch sehr bezeichnend. Meterlange Artikel, Folioseiten als Illustrationen dazu — zeugen davon, wie Blätter und Sensationen gemacht werden. Wohltäter der Menschheit können vor allen Menschen vor Hunger krepieren und elend zu Grunde gehen, oder sie können Millionen der Menschen vom Tode erretten, mit ihrer Wissenschaft wieder gesund und arbeitsfähig machen — sie werden nicht im Leben und nicht im Tode erreichen, daß man sich mit ihnen, oder mit ihrem Werke im Blätterwalde schriftlich und bildlich in diesem Maße befasse. Aber das Wunder von Nagyszakácsi ist etwas für Zeitungen und für das liebe Publikum! ...

Auch für den heutigen Katholizismus ist es bezeichnend, daß er diesen visionären Treibereien entschieden entgegentritt und einmal scharfe Worte für diese Betrügereien findet. Die Veszprémer Kommission hat festgestellt, daß solche Gerüchte der richtigen Marienverehrung eher hinderlich als fördernd sind, denn es sind Lügen und Betrügereien. In dem einen Fall von Nagyszakácsi wurde dies amtlich festgestellt und das Volk vor dem werdenden Gnadenort gewarnt. In hundert anderen Fällen aber blieb eine solche Warnung aus, oder die Kirche hat nicht genug Energie gehabt, sich Lügen und Betrügereien entgegenzustemmen, und so blühten Gnadenorte auf und sind auch heute im besten Schwunge, die mit nichts gesichertere Offenbarungen besitzen, als die Erscheinungen und Offenbarungen von Nagyszakácsi. Gänsehüterinnen sehen Maria, die heilige Jungfrau am Wegesrand, im Haine, in der Grotte, ... und hunderttausende von Pilgern wallen von Jahr zu Jahr zu solchen Gnadenorten.

4. 9. 25

Das Wunder von Nagyszakácsi treibt größere Wellen. Seitdem die vom Veszprémer Bischof eingesetzte Kommission das Wunder für Betrug erklärte, hat sich auch der Bischof selber vor der Öffentlichkeit vernehmen lassen, indem er folgende Erklärung in dem Tagblatt „Világ am 1. 9. 1925 erscheinen ließ:

„In der zweiten Hälfte des Monats Juli gingen Gerüchte aus, daß in Nagyszakácsi (Komitat Somogy) übernatürliche Erscheinungen vorkommen; es soll nämlich die heilige Jungfrau Maria öfters sich gezeigt haben. Dieses Gerücht verbreitete sich immer weiter, ungarische Blätter trugen das Gerücht ins ganze Land. Ich hielt es für nötig, daß eine gemischte, aus Klerikern und Laien bestehende Kommission eingesetzt werde. Diese gemischte Kommission beobachtete vorderhand (die Dinge); untersuchte dann unter Zuziehung des Komitatsoberphysikus an Ort und Stelle die Erscheinungen; zuletzt überprüfte ich selber die Akten der Untersuchung und gelangte zu der Überzeugung, daß die Wunder von Nagyszakácsi alles übernatürlichen Charakters bar sind. Das Gerücht von den vermeintlichen Wundern gründet sich entweder auf Lüge oder Verführung, was die fanatischen Führer selber zugeben.

Der Ortsrichter ist nicht stumm geworden. Die Taubstummen wurden nicht geheilt, der vermeintliche Krüppel ist ein ganz gewöhnlicher Schwindler, und der Akazienbaum war schon vor dem 21. Juni im Ausdorren.

Die Visionen, von denen die verhörten Zeugen sprechen, daß die Jungfrau Maria, Jesus seine Marter zeigend, die heilige Familie, der heilige Joseph usw. erschienen sind, sind gänzlich persönlich, von auffallender Variabilität, sie sind der allerheiligsten Personen förmlich unwürdig, ja sie beleidigen lebhaft das Pietätsgefühl.

Die „Visionen" kommen ungewöhnlich oft vor und sie wechseln zu sehr. Die sogenannten „Seher" sind gänzlich unwürdige Leute, die es in vielen Fällen gar nicht verdienen, solcher Visionen gewürdigt zu werden.

In der Folge der „Visionen" entwickelt sich in den meisten Fällen eine kirchenfeindliche Gesinnung. Sie klammern sich krampfhaft und ohne alle nüchterne Einsicht an ihre „Visionen" und entziehen ihre vermeintlichen Wahrnehmungen eifersüchtig der Prüfung zuständiger geistlicher Behörden. Sie brüsten sich ohne alle schuldige Demut und jagen auffällig solchen Gesichten nach. Die massenhaft kommenden Besucher vernachlässigen infolge der „Gesichte" ihre kirchlichen Pflichten immer mehr. Es treten von Tag zu Tag schwere sittenlose Treibereien in Verbindung mit den Gesichten auf.

Aus allen diesen festgestellten Umständen folgt, daß in den Gesichten nicht göttliche Gnadenbezeugungen zu sehen sind, sondern entweder sind es bedauernswerte Täuschungen menschlicher Einbildung, oder bewußte Betrügerei.

Solche Täuschungen vorzuspiegeln dient die szenische Einrichtung des Zeltes, die gewollte Ermüdung des Sehorgans, das durch längere Zeit Hineinschauenlassen in die Sonne, oder in den Mond, die Entbehrung im Essen, die starke Ermüdung von dem langen Fußweg, die von der Erwartung stark aufgereizten Nerven, das Ansteckende der Ohnmachtsanfälle, Sensationssucht, organische Prädisposition zur Ohnmacht bei mehreren Personen, und die bei ihnen ärztlich festgestellten Nervenkrankheiten in vorzüglichem Maße. Diese Umstände lösen natürlicher Weise besonders bei hysterischen Frauen die ungewöhnlichen krankhaften Symptome der Nagyszakácsier Erscheinungen aus.

Auf Grund des Obigen fordere ich pflichtgemäß das Publikum auf, daß es den Nagyszakácsier Erscheinungen keinen Glauben schenke, Gerüchte darüber nicht verbreite und den Ort der „Erscheinungen" nicht besuche.

Veszprém, am 29. August 1925. Ferdinand Rott m. p.
Bischof von Veszprém"

Am 1. September 1925 erschien bei dem Landtagsabgeordneten Stephan Strauß eine Deputation aus Nagyszakácsi. Die aus etwa 60 Personen bestehende Deputation beklagte sich darüber, daß die von dem Veszprémer Bischof eingesetzte Kommission aus 1—2 Priestern bestand, daß diese auch keine besonders großen Theologen gewesen seien. Sie sind bereit, mit ihrem Blute die Wahrheit der Erscheinungen zu bezeugen, und unterwerfen sich der Meinung ihrer Priester oder auch ihres Bischofs nicht. Sie unterwerfen sich in dieser Hinsicht auch dem römischen Papste nicht. Sie haben etwa 100 000 000 Kronen gesammelt, denn sie wollen eine Kapelle am Orte der Erscheinungen bauen. In erster Instanz hat der Oberstuhlrichter ihren Plan genehmigt, in zweiter der Vizegespan ihre Bitte abgewiesen. Sie bitten, daß sie diese Kapelle ohne Hindernisse aufbauen können.

Am 3. September 1925 wurden die Pilgerfahrten nach Nagyszakácsi durch die zuständige Behörden verboten und eingestellt, da in der Gegend ansteckende Krankheiten aufgetreten sind.

gesehen hat. 2. Eine Prozession auf dem Wege nach Nagyszakácsi. 3. Die über Tag und Nacht des Wunders Harrenden. 4. Aus der Betonbrücke wurde ein Altar gebaut. 5. Die singende und betende (aber lachende) Prozession in der Allee. 6. Menge im strömenden Regen (?) vor dem Wunderzelt. 7. Wie man spricht, was man gesehen hat. 8. In Festkleidern, mit Proviant versorgt, vor dem Wunderzelte. Pesti Napló.

10. 9. 25

Die Gendarmen wollten in Nagyszakácsi der Verordnung, die den Besuch von Nagyszakácsi wegen der aufgetretenen Seuchen eingestellt hat, nachkommen und als sie die Pilger bei dem „Erscheinungsorte" zurückzudrängen versuchten, nahm die Menge eine drohende Haltung ein, so daß sie Schreckensschüsse abgeben mußten. Ein Gendarm feuerte so unglücklich los, daß sein Schuß eine Frau sofort getötet hat. Kopfschuß. Eine andere wurde schwer verletzt.

21. 9. 25

In verschiedenen Orten, besonders aber in der Hauptstadt Budapest, tauchen Leute auf, die Wasser, Erde und Gras von Nagyszakácsi verkaufen. Das Wasser soll gegen Augenleiden das beste Mittel sein, die Erde heilt Herzkrankheiten. Wenn man sich täglich dreimal eine Woche lang die Herzgegend damit einreibt, so wird man geheilt. Eine Portion Erde kostet 30 000 Kronen ($1^1/_2$ Goldmark). Eine Flasche Wasser 25—50 000 Kronen ($1^1/_4$—$2^1/_2$ Goldmark).

Budapest Lajo Szimonidesz

Nachwort. Es trifft sich, daß gleichzeitig drüben in der tschechisch gewordenen Slowakei eine ganz parallele Wundergeschichte spielt. Sie ist ausführlich erzählt und beleuchtet von Professor Oskar Jászi in Wien in Nr. 664 und 667 der Frankfurter Zeitung: „Wie ein neues Lourdes entsteht." Der Gnadenort heißt Kolcove-Dlhe. Diese Geschichte spielt seit Dezember 1922. D H

Auf nach Coburg!

Zum ersten Male hat der Bund für Gegenwartchristentum seine große Herbsttagung von der Stadt am Fuße der Wartburg nach der Stadt am Fuße der Coburg und auf die Luther-Veste selbst verlegt. Ich grüße schon jetzt all die Freunde ringsum in den deutschen Landen, die meiner, unsrer Einladung Folge leisten werden. Durch ihre Vorträge, durch das Mysterium der Dresdener Freunde und all das Andre werden sie uns Coburgern reiche geistige und geistliche Anregung bieten. Und bescheiden nur werden die Gaben sein, die wir am Begrüßungsabend und sonst unsern Gästen werden leisten können. Aber Coburg selbst, besonders die Veste, nach ihrem Umbau, hat den Besuchern soviel Wertvolles, Anmutiges, Schönes, Interessantes zu bieten, daß gewiß Niemand es bereuen wird, die Herbstfahrt hierher gemacht zu haben. Ich wage es zur Einstimmung und zur Orientierung den Freund aus der Ferne zunächst einmal im Geiste zu einer Wanderung auf Stadt und Veste einzuladen.

Beim Austritt aus dem neuen, vor kurzem erst renovierten Bahnhof fällt dein Auge auf zwei Gaststätten, das Bahnhofshotel links, den Reichsgrafen, wo die Empfangsstelle an den beiden ersten Tagen sein wird, rechts. Von der Bahnhofsstraße rechts abbiegend, kommst du hinunter in die Mohrenstraße. An der Itzbrücke grüßt dich das Bild der stolzen Burg, das du schon aus der Ferne bei der Fahrt von Süden wie von Norden her geschaut. In der Mohrenstraße findest du die Stätte, wo der erste Teil der Tagung sich abspielen wird, das Hofbräu mit seinen zwei Sälen. Einige hundert Schritte weiter, und du bist in der belebten Hauptstraße der Stadt, der Spitalgasse, die vom alten Spitalturm nach Süden nach dem Marktplatz führt. Ein schönes altes Städtebild empfängt dich da. Vor dir das Rathaus, stilgerecht, soweit es die Bedürfnisse der Zeit erlauben, umgebaut, auf seines Giebeldachs Höhe der heilige Mauritius, der alte Stadtheilige Coburgs, den Marschallstab in der Hand, die Coburger freilich sagen: — das Bratwurstmaß, denn unten zu seinen Füßen auf dem Marktplatz, da stehen allwöchentlich die Bratwurstbuden, wo die guten Coburger Bratwürste gebraten werden. Da hättest du in vergangenen Tagen Zar Nikolaus und Kaiser Wilhelm II., Königin Viktoria von England und manche andre Fürstlichkeit, die Bratwurst in der Hand, lustwandelnd gehen sehen können. Gegenüber dem Rathaus das alte Regierungsgebäude aus der Zeit Johann Casimirs um 1600, der der Stadt manch prächtiges Gebäude geschenkt hat. Zur Linken die alte Hofapotheke, im Mittelalter ein Franziskaner-Kloster, schon seit der Reformationszeit Apotheke.

Vier Straßen münden auf den Markt, die Altstadt in die alten Stadtviertel zerlegend, einst zu den vier Haupttoren führend. Nur eins noch außer dem Spitaltor ist von den inneren Toren erhalten, das Judentor, nur einige hundert Schritt vom Markt. Zur Linken siehst du da noch die alte Stadtmauer. Aber wir wenden uns zurück, schreiten am Denkmal des Prinzgemahls Albert von England, des Gatten der Queen, auf der Mitte des Marktplatzes vorbei nach Osten zu.

Seitab rechts und doch nahe dem Mittelpunkt der Stadt, stehst du bald vor dem zweiten Wahrzeichen der Stadt, der gotischen St. Moritzkirche, die ein schönes Kunstdenkmal heimischer Denkmalkunst enthält, das Grabmal Johann Friedrich des Mittleren, der durch die Grumbachschen Händel ins Unglück gestürzte Nachkomme Johann Friedrichs des Großmütigen. Neben ihr das Gymnasium Casimirianum mit dem Steinbildnis seines Stifters an der Ecke. Welche Bewandtnis es mit den Eichenkränzen hat, die der erlauchte Herr auf dem Haupt und in der Hand trägt, muß man mündlich erzählen. Schreitest du dagegen vom Markt aus die Steingasse, einst die erste gepflasterte Straße der Stadt, weiter, so stehst du nahe der Stätte des einstigen Steintors vor dem ältesten Teil der fürstlichen Residenz, dem ehrwürdigen Renaissancebau der Ehrenburg. Dicht davor der Mauritius-Brunnen, der schönste der alten offenen Stadtbrunnen. Du bist in der Rückertstraße. Links, dem Schloß gegenüber, suchst du das Haus, wo Friedrich Rückert die ersten Jahre seiner Ehe verlebt, wo er, oben im Giebelzimmer, seinen Liebesfrühling gedichtet hat.

Durch die Rückertstraße weiterschreitend, kommst du, links an der alten Kneipe der Lorelei vorbei, auf den Schloßplatz. Eins der schönsten deutschen Städtebilder bietet sich deinen Augen; zur Rechten der gewaltige Querbau der Ehrenburg, in englischer Gotik um 1840 von dem bekannten Hödeloff gebaut; zur Linken gegenüber das Landestheater und das Palais Edinburg; dazwischen als Abschluß des Hofgartens die Arkaden, in deren Mittelbau einst die Schloßwache ihren Posten hatte. Viele schöne Bürgerhäuser erfreuen überall das Auge. Aber jetzt möchtest du hinaufsteigen zur Veste.

Von der Höhe der Arkaden genieße du nochmals den Blick auf Schloßberg und Stadt. Nun grüßt dich das gewaltige Reiterdenkmal Ernsts II., der so manches Verdienst um die Einigung Deutschlands sich erworben hat. Unten neben Schloß und Marstall steht die alte Reithalle, wo zum ersten Male die deutschen Turner getagt haben. Auch ein Schirmherr der deutschen Sänger und Schützen war der „Schützen-Ernst". Vom Denkmal aus schweift dein Blick über die Stadt hinweg zum Callenberg, einst Witwensitz der Gemahlin Ernsts II., der edlen badischen Fürstentochter Alexandrine, deren Name in manchen Stiftungen der Stadt noch weiterlebt. Jetzt ist es der Sommersitz des letzten Coburger Herrscherpaares, Herzog Carl Eduard und Herzogin Victoria Adelheid, das auch nach der Revolution mit dem Coburger Volk in gegenseitiger Treue verbunden ist.

Dort an der Ecke hinter den beiden Teehäuschen hast du den prächigsten Blick auf die Burg mit ihrem hohen Haus, mit ihren durch Bodo Erhardt umgebauten Türmen und Wehrgängen, ein herrliches Bild. Auf dem breiten Fahrweg gewahrst du links das naturwissenschaftliche Museum mit einer der größten Vogelsammlungen Deutschlands, ein Bau, dessen Besuch allein schon einen Vormittag wert ist. Allmählich ansteigend läßt du in dir die Erinnerungen wachrufen an Gustav Freytags Ahnen. Dort oben, wo jetzt die Veste steht, läßt der Dichter den Vandalen-Helden Ingo seine Idisburg gründen und ihn, umtobt von den Scharen der feindseligen Thüringer-Königin Gisela, den Heldentod sterben. Dort oben steckt dann der Glaubensbote Winfried zum ersten Male den Samen der Christenlehre in das Herz des ungebärdigen Ingraban. Die Geschiche aber weiß zu berichten, wie die Burg zuerst ein stolzer Herrensitz der Henneberger, dann der Ernestiner gewesen, wie sie Luther während des Augsburger Reichstags als letzte Ernestiner Trutzburg nach Süden als Zuflucht gedient hat, wie sie im Dreißigjährigen Krieg vom finstern Wallenstein belagert, vom schwedischen Obersten Laujadel aber gehalten wurde.

Vom Süden her nahen wir uns der Veste. Dort rechts liegt die Gaststätte des Festungshofs, wo am Haupttage der Tagung gespeist werden und wo auch ein Teil der Festgäste auf schöner Bergeshöh Wohnung finden soll. Durch das Tor der Vorbefestigung führt uns der breite Fahrweg über die einstige Zugbrücke durch ein zweites Tor und dann durch das dritte mit seinem dunklen Gang unter dem Fallgatter hindurch in den ersten der zwei geräumigen Höfe. Ein mächtiger Mittelbau scheidet sie. In ihm haben die überaus wertvollen Sammlungen Unterkunft gefunden, unten eine Waffensammlung, viel reichhaltiger noch als die der Wartburg, in dem Oberstock Glas-, Porzellan-, Steingut-, vor allem aber eine Sammlung edler Schnitzereiwerke, eine Kunstsammlung großen Stils mit vielen Kunstschätzen, deren Besuch du nicht versäumen wirst. Gehört doch zur Führung auch ein Gang durch die Lutherzimmer, von wo der große Reformator hinaus nach Norden in die Lande geschaut und in der Nähe den „Reichstag der Dohlen und der Krähen belauscht hat", wo er ins Fenster das unverzagte „Vivam, ich werde leben!" einkratzte.

Im äußeren Hof aber fällt dein Blick zunächst auf den Fürstenbau, den Winterfitz der Herzoglichen Familie, dessen Abschluß rechts die Lutherkapelle bildet, wo einst der Gewaltige gepredigt hat. Wir steigen an der Kapelle die Steintreppe empor zur hohen Bastei mit der alten Lutherlinde und freuen uns des Blicks von der Höhe der „Fränkischen Krone" in den gesegneten Talkessel unten und hinüber zu Gleichbergen und Thüringer Wald. Dort drüben grüßt das geschäftige Sonneberg herüber und dort von Süden her der hohe Bau der Basilika Vierzehnheiligen, der steilabfallende Staffelberg und die Türme vom Schloß Banz.

Den Schloßhof umrahmt das hohe Haus, die hohe Kemnate, wo der Konservator der Kunstsammlungen seine Wohnung hat, der Herzoginbau, der die große Sammlung wertvollster Kupferstiche birgt: nicht weniger als 300 000 Blatt, darunter eine große Anzahl Albrecht Dürers, einen Schatz von hoher Bedeutung für jeden Graphiker, und rechts endlich der neue Kongreßbau, wo unsere Haupttagungen stattfinden sollen.

Herzog Carl Eduard war es, der den Plan gefaßt hatte, seine Veste, in der manches nicht mehr ganz so war, wie man wünschte, gründlich umzubauen, sie zu einem Kleinod unter den deutschen Burgen zu gestalten. Er berief den Burgenbauer Bodo Erhardt

zum Baumeister der Burg. Unter großem Kostenaufwand, unterstützt durch den deutschen Kriegerverband, wuchs und geriet das Werk des Umbaus. Da kam störend der Krieg und später die Revolution dazwischen. Die Sicherung des Ausbaus der Veste, die Erhaltung der Sammlungen, das war neben der Erhaltung des Landestheaters und der Schulen, beiläufig bemerkt, der Hauptgrund, weshalb auch der große Teil der Gebildeten bei der Frage des Anschlusses des kleinen Coburg an einen größeren Staat sich für Bayern erklärte. Was Herzog Carl Eduard begonnen, das hat der Bayerische Staat in großzügiger Weise zu Ende geführt.

Die Coburger Landesstiftung, die Verwalterin der Kunstschätze des Landes, ist es, die uns freundlichst den Kongreßsaalbau mit seinem mächtigen Saal für unsere Tagung zur Verfügung gestellt hat. Wer zu uns kommt, wird verstehen, was unser Heimatdichter singt:

All dös schöna Heimotlandla,
Wu ich sah Johr aus und ei,
Wu ich lieb vom ganzen Harzen,
Jo, dös Landla, dös is mei!

Coburg August Reukauf

Völkische Bewegung und Christentum

Leitsätze für Coburg 7. Oktober

1

Das Christentum darf an der völkischen Bewegung trotz ihrer Auswüchse nicht vorübergehen, so wenig wie es die soziale unbeachtet lassen durfte. Sie ist aus einer wirklichen Not unsers Volkes geboren, auf Tatsachen und richtige Erkenntnisse gegründet und wertvoll im Wesentlichen ihrer inneren und äußeren Ziele.

Die völkische und rassische Not ist heute nicht mehr durch einfaches Sichauswirkenlassen unsres gesunden Volkstums zu überwinden, sondern muß bewußt bekämpft und bezwungen werden.

2

Das Christentum braucht die völkische Bewegung nicht als solche um der Reinerhaltung seines Wesens willen abzulehnen. Es ist zwar eine übervölkische und allen Rassen zugedachte Religion der Liebe und verkündet einen Gott, der der Vater aller Menschen und über die Welt schlechthin erhaben (der „Absolute", der „ganz Andere") ist; aber es hat Rasse und Volk als die gottgegebenen Grundlagen alles Menschenlebens und aller Menschenliebe anzuerkennen.

3

Zu bekämpfen hat das Christentum mit geistigen Waffen die Auswüchse der völkischen Bewegung, nämlich

1. die ungerechten Angriffe auf sein eigenes Wesen als religiösen Individualismus und Egoismus, auf seinen Gottesglauben und seine Verkündigung der Liebe;
2. die Ablehnung Jesu als des Heilandes, wenn er nicht der germanischen oder nordischen Rasse zugeschrieben werden kann;
3. die ungerechten und ungeschichtlichen Angriffe auf das Alte Testament und Paulus, auf die Kirche und (seltener) auf den Protestantismus und Luther;
4. die Predigt und kirchliche Gestaltung eines neuen Heidentums, die Vergötterung der Rasse, die ungeschichtliche Idealisierung und Umdeutung unserer vorchristlichen Religion;
5. den Antisemitismus des Hasses und der staatlichen Entrechtung des Judentums;
6. die Verherrlichung der Gewalttat und des Krieges.

4

Zu lernen hat die christliche Verkündigung von der völkischen Bewegung,

1. sofern sie völkische Würde und Eigenart, Heimatliebe und guten Volksbrauch pflegt, erhält und erneut;
2. sofern sie Rassegefühl und Rasseverantwortung gibt;
3. sofern sie Gemeinsinn, Heldentum und wahre Güte (das Gute ohne Lohn!) vertritt.

5

Darum sind alle Versuche zu fördern, Christentum und völkische Bewegung in der rechten Weise miteinander zu verbinden (schon Arthur Bonus). Mängel, Einseitigkeiten und Fehler der Bewegung sind mit Geduld allmählich zu beseitigen.

1. Insbesondere hat die Theologie sich dessen bewußt zu sein, daß sie das Christentum nicht bloß in den Formen einer begründeten Weltanschauung, sondern auch auf dem gegebenen seelischen und geistigen Untergrund einer bestimmten Rasse und eines gesonderten Volkstums auszuprägen hat.

Die Ethik muß mehr als bisher Volkstum, Vaterland und Gemeinsinn betonen.

Die Kirchengeschichte muß die mittlere und neuere Entwicklung wesentlich als Deutsche Religionsgeschichte lehren (v. Schubert).

2. Der Religionsunterricht hat in der Kirchengeschichte (Cögel) und in der Ethik (Katechismus) sich ebenfalls so einzustellen und das Alte Testament gegenüber der deutschen Religionsgeschichte (Gesangbuch, Lesebuch, Lektüre) zurücktreten zu lassen.

3. Das praktisch-kirchliche Leben muß mit dem Volkstum bewußt verschmolzen werden und sich einer Erhaltung und Veredlung bewußt annehmen (Versuche: Deutschkirche; Maurenbrecher; Teile der Jugendbewegung; Christdeutsche; Gilden usw.; Volksdienst der Thüringer Kirche).

Jena Heinrich Weinel

Wöchentliche Chronik

Die große Liebesgabe des Gustav-Adolf-Vereins erhielt in Gießen Hattersheim in Nassau mit 158 Stimmen. Oberberg unterlag mit 148; einige fielen auf Rio.

In Nr. 179 der sozialdemokratischen „Eisenacher Volkszeitung" vom 4. August veröffentlichte Pfarrer D. Fuchs in Eisenach einen Artikel: „Nach 11 Jahren". Er wendet sich darin mit starken Ausdrücken gegen die wachsende Rechtlosigkeit und politische Rechtsprechung. Die „Eisenacher Zeitung" vom 7. August rief wider den „politischen Hetzer" das Landeskirchenamt an. Der Evangelische Bund Eisenach machte unter dem 14. eine entsprechende Eingabe: 1. Billigt der Landeskirchenrat ...? 2. Was gedenkt der Landeskirchenrat zu tun ..? In der Gemeindekirchenvertretung am 10. September beantragte die Mehrheit der Vertreter: 1. Pfarrer Fuchs ihre Mißbilligung auszusprechen, 2. durch Eingabe an den Landeskirchenrat bei diesem weitere Schritte zu veranlassen, und erklärte 3. dessen Verbleiben in der Kirchgemeinde Eisenach für „nicht mehr ersprießlich". Der erste Absatz wurde mit 32 gegen 2 Stimmen angenommen, bei 1 Enthaltung; der zweite mit 21 gegen 4 bei 10 Enthaltungen (die Pfarrer enthielten sich); der dritte mit 20 gegen 4 bei 11 Enthaltungen. Kundgebungen für Fuchs von sozialdemokratischer und bürgerlicher, kirchlicher Seite antworten darauf. Eine aktenmäßige Darstellung des „Falles" bietet „Die Freie Volkskirche 18" (Jena, Steinweg 3).

Die Dresdener Schlosserinnung hat bekanntgegeben, daß sie in Zukunft nur noch kirchlich konfirmierte Lehrlinge annehmen werde, weil nur von diesen die besondere Pflichttreue und Ehrlichkeit erwartet werden könne, die der zum Schutze des Eigentums berufene Schlosserberuf fordern müsse. Auf der Warte 25

Die Hamburger Synode hat den Kirchenvorständen eine Erklärung zur Prostitutionsfrage zum Anschlag an den Kirchentüren, in den Kirchenbüros und sofort übersandt, die sich gegen die Kasernierung und Reglementierung der Prostitution richtet und Überwachung der Tanz- und Vergnügungsstätten und pfleglichen Ausbau in der vorbeugenden Fürsorge fordert.

In Straßburg werden die öffentlichen Häuser am 1. Februar 1926 geschlossen.

Der Leipziger Mission sind die während des Krieges von der amerikanischen lutherischen Jowa-Synode vorgestreckten 11 000 Dollar und die von der schwedischen Kirchenmission geliehenen 2,5 Millionen Goldmark geschenkt worden.

Der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß hat den Anschluß der deutschen evangelischen Gemeinden in Peking und Tientsin genehmigt.

Die Zahl der männlichen eingeschriebenen Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei ist um 100 000 auf 844 500, die der Ortsgruppen um 429 auf 8240 zurückgegangen. Das innere Gefüge der Organisation ist gefestigt worden.

Der Leiter einer von der sozialistischen Arbeiterjugend und der Gewerkschaftsjugend im Gewerkschaftshaus in München veranstalteten Bücherschau ist wegen der Einreihung eines katholischen Katechismus in die Abteilung für Schundliteratur als

Volksentscheid

in Sachen der CW 1926

Auf unsrer Frankfurter Tagung erklärte der Verlag Friedrich Andreas Perthes seine Bereitwilligkeit, die CW statt vierzehntägig wieder achttägig erscheinen zu lassen. Die Mitgliederversammlung war anders gestimmt. Es haben natürlich beide Erscheinungsweisen ihre Vorzüge. Die Redaktion ist aber dem jetzigen Verleger Herrn Leopold Klotz dankbar, daß auch er Willens ist, ihrem lebhaften Wunsche gemäß die einstige Wochenschrift vom Jahre 1926 trotz vermehrter Kosten wiederherzustellen. Der Herr Verleger wünscht nur eine einigermaßen vollständige Äußerung der Leserschaft, ehe er sich entscheidet. Wir bitten von dem Formular auf der nächsten Seite Gebrauch zu machen, es auszuschneiden und entweder an den Verlag oder an den Herausgeber zu schicken. Auch Postkarten können statt dessen benutzt werden.

Bis 15. Oktober!

Vergehens gegen die Religion und groben Unfugs angeklagt und von der Berufungsinstanz in München zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. LL 37

Monopoltrinkbranntwein wird seit August nicht mehr hergestellt, weil zu wenig aussichtsreich. „Ob dieser Zweig der Monopoltätigkeit künftig wieder aufgenommen werden soll, hängt von der weiteren Gestaltung der Verhältnisse, insbesondre von der Entwicklung der Gesetzgebung ab." FZ 649 „von zuständiger Stelle".

Der Alt-Katholiken-Kongreß tagte 2.—4. September in Bern. Der zweite Tag galt der Union mit der orthodoxen (orientalischen) und anglikanischen Kirche. Professor Heiler aus Marburg hielt einen öffentlichen Vortrag über abendländischen und morgenländischen Katholizismus und seine Versöhnung im Altkatholizismus.

Erzbischof Antony, Metropolit von Kiew und Galizien, in der russisch-orthodoxen Hierarchie der Nächste nach dem Patriarchen, ist in London mit der anglikanischen hohen Geistlichkeit zwecks Annäherung beider Kirchen in Verbindung getreten. Es ist eine Kommission unter Vorsitz des Bischofs Hor, des eifrigsten Verfechters der orthodox-anglikanischen Annäherung in England, zur Ausarbeitung von Einigungsthesen gewählt, die auf dem nizänokonstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis und der Annahme der 7 Sakramente beruhen sollen.

Kronprinz Georg von Sachsen tritt in den Jesuitenorden ein und geht als Novize nach Feldkirch.

In Oxford tagte eine Conference of Modern Churchmen. Zerfällt die Religion? die Kirchen Großbritanniens? „Nie ist die Religiosität so tief gesunken in England als in unsern Tagen." Man schaut nach „Wiederbelebung" aus. FZ 676

Auch Holland hat seinen „Affenprozeß". Pfarrer Dr. Geelkerken redete skeptisch von dem Gespräch Evas mit der Schlange. Die classis Amsterdam fragte ihn: ob er glaube, daß der Apfelbaum ein wirklicher, von Gott bezeichneter Baum war, die Schlange eine wirkliche, von Gott auserwählte Schlange usw. Geelkerken, der sich zu den Strenggläubigen zählt, antwortete in einer Broschüre, die rasch fünf Auflagen erlebte. Es wurden ihm neue Fragen vorgelegt. (Es handelt sich um die Kuppersche reformierte Freikirche. Man redet besser von einem „Schlangenprozeß".) FZ 677

Der Bauernpolitiker Raditsch in Jugoslavien fordert neuerdings Abkehr der Kroaten von der römischen Kirche und Schaffung einer südslavischen Nationalkirche. FZ 632

8000 Glocken, von den Russen aus Polen mitgenommen, wurden von der Sowjetregierung an Polen zurückgegeben und an ihrem alten Platze wieder aufgehängt. Aber 2000 blieben heimatlos, weil die Kirchen zerstört sind. FZ 673

Der Minister der Inneren Angelegenheiten in Jugoslawien erlaubte wieder die Öffnung der Bethäuser der Nazarener, die vor etlichen Monaten geschlossen worden sind.

Die Eglise chrétienne missionaire Belge umfaßt 25 Gemeinden mit 16 Nebenstationen, 24 Pastoren, 3 Evangelisten, 12 Gehilfen. 6867 Erwachsene und 1957 Kinder. Sie treibt auch Mission im Kongostaat und dem ehemals deutschen Mandatsgebiet.

Volksentscheid!

Siehe vorige Seite

Ich bin für { wöchentliches / vierzehntägiges } Erscheinen

Ort Name

Das nicht Gewünschte auszustreichen

Mit 10 Pf. Porto an Leopold Klotz Verlag in Gotha oder Professor D. Rade in Marburg a. L.

Der estländische Kirchentag hat allen Gemeindegliedern Zahlung von je 20 estnischen Mark an die Zentralkasse und 100 (1 Goldkrone) an die Gemeindekassen auferlegt.

In der Stadt Kobrin in Polen haben sich 142 Juden auf einmal taufen lassen und das evangelische Bekenntnis angenommen.

Die evangelisch-lutherische Kirche in der Tschechoslowakei hat 400 000, die Tschechischen Brüder 20 000, die Deutsch-evangelische Kirche 110 000, das Evangelisch-lutherische Seniorat in Ostschlesien 40 000, die Böhmischen Brüder 5861, die Kongregationalisten 3254, die Methodisten und Baptisten 2000 Glieder. Auf dem Konzil der vom Vatikan getrennten Tschechoslowakischen Kirche waren 129 Gemeinden durch 300 Delegierte vertreten, die Kirche soll 1½ Millionen Glieder umfassen.

In der Ukraine gibt es drei Kirchen orthodoxer Richtung: die Anhänger der alten Kirche (Tichon) mit 8000, die „lebendige Kirche", jetzt „Synodalkirche" genannt, mit 3000—3500 Kirchen, und die Autokephale Kirche mit 1300 Kirchen.

Das Relief Comittee of the Near East hat in Stockholm im Anschluß an die Weltkonferenz getagt und den 6. Dezember als allgemeinen Welttag für die „goldene Regel" (Matth. 7, 12) bestimmt, d. h. für Einschränkung in der äußeren Lebenshaltung zu Gunsten der 40 000 armenischen Waisenkinder in seinen Anstalten. Auf einer Konferenz mit den deutschen Vertretern der armenischen Liebeswerke wurde der Opfertag auch für Deutschland beschlossen. D. Lepsius unterhält 400 Waisenkinder in El Ghazir auf dem Libanon.

In Kairo ist der an der El Azhar-Universität lesende Scheich Abd el Razek wegen Verkündigung modernistischer Anschauungen in seinem Buch über den Islam zur Niederlegung seiner geistlichen und weltlichen Würden verurteilt worden. Der Justizminister Abdul Asis Faßwy hat sich geweigert, das Urteil zu vollstrecken und ist deshalb aus dem Kabinet entfernt worden; er will das Verwaltungsstreitverfahren anrufen, da das Urteil des Obersten Religiösen Gerichtshofes mit der Verfassung unvereinbar sei.

In Allahabad bewarfen Muhammedaner eine Hindu-Prozession mit Steinen und töteten drei. Die Polizei schoß in die aufgerührte Menge, das gab noch vier Tote.

Zum Baseler Reformationsjubiläum von 1929 wird eine vollständige Ausgabe von Briefen und Akten zum Leben Oekolampads geplant. Theol. Ltztg. 19 bittet um sachliche Unterstützung. Wer Material usw. besitzt oder kennt, schreibe an Professor Lic. Ernst Stähelin, Basel, Peter-Rot-Str. 16.

Von Personen. Angenommen hat Professor Dr. Friedrich Brunstäd in Erlangen den Ruf nach Rostock. Promoviert: Zu DD. von Gießen: Pfarrer Dr. Eugen Lessing in Florenz, Generalsuperintendent der Kurmark Lic. Dr. Otto Dibelius in Berlin, Divisionspfarrer i.-R. Adam Büttel in Schleswig, Präsident des Hessischen Landeskirchentages Dr. Cornelius Freiherr von Heyl zu Herrnsheim in Worms. Gestorben: Professor D. Karl Girgensohn in Leipzig. (Er wurde mit seiner Familie an der Ostsee vom Typhus ergriffen; eine 13jährige Tochter ging ihm voran; Frau und eine zweite Tochter liegen noch schwer darnieder.) Auch D. J. A. Clutz (s. Sp. 887) ist seinem Unfall erlegen. E St

---

In **Halle** findet 12.—16. Oktober ein **Theologischer Ferienkurs** statt: Katholizismus und Protestantismus (Loofs), Taufe und Taufbekenntnis der alten Kirche (Feine); Praktische Auslegung des Johannesevangeliums (Eger), heutiger Stand der systematischen Theologie (Stephan), der heilige Franz in der modernen Forschung (Voigt), Historisch-kritische und dogmatisch-praktische Behandlung des AT (Eißfeldt), Einheitsbestrebungen der Kirchen (Lang). Näheres bei Domprediger Lic. Dr. Gabriel, Halle a. S., Kleine Klausstraße 12.

Eine **Theologische Woche** in **Elberfeld** vom 19.—23. Oktober behandelt „die Frage nach der Kirche". Redner Müller-Erlangen, Lang, Goeters, de Weerth, Bredt, Kolfhaus, Barth, Cordier. Teilnahme 5 Mark. Geschäftsstelle: Reformiertes Gemeindeamt, Elberfeld, Mäuerchen 8a.

In **Barmen** Soziale Woche 26.—30. Oktober. Vorträge von Stuhrmann, Erfurth, v. Tiling, Keßler, Reinhaus, Hummel, Rein, Springer, Hoffa. Eintritt 2 Mark. Näheres: Pfarrer Prätorius, Barmen, Hohenzollernstraße 20.

Bergisches wiss.-theol. Kränzchen. Montag, den 12. Oktober, nachmittags 5½ Uhr, im Düringerhof in Lüttringhausen. Professor Dr. Mehne-Barmen berichtet über Ed. Meyers „Anfänge des Christentums". Gäste willkommen!

Versammlungskalender

Oktober 4. 5. Evangelisch-Sozialer Kongreß Nürnberg.
5.—7. Bund für Gegenwartschristentum Coburg.
11.—13. Theologischer Ferienkursus Neumünster.
12.—16. Theologischer Ferienkursus Halle.
16.—21. Deutscher Evangelischer Pressetag Coburg.
18.—25. Arbeitswoche für religiösen Sozialismus, Berlin.
19.—23. Theologische Woche Elberfeld.
26.—28. Religion und Pädagogik Michelstadt.
26.—30. Soziale Woche Barmen.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Bund für Gegenwartchristentum

4.—7. Oktober 1925 in Coburg

Sonntag, 4. Oktober, abends 8 Uhr: Aufführung des Mysteriums **„Die Apostel"** im großen Saale des Hofbräuhauses.

Montag, 5. Oktober, nachmittag 3 Uhr: Mitgliederversammlung des **Thüringer Volkskirchenbundes** im kleinen Saale des Hofbräuhauses. — 5 Uhr: Hauptversammlung der **Freunde der Christlichen Welt** ebenda.

8 Uhr: Begrüßungsabend im großen Saale des Hofbräuhauses. Vortrag von Professor D. Heussi (Jena): **Luther und der Bauernkrieg.**

Dienstag, 6. Oktober, früh 8½ Uhr: Morgenfeier in der Lutherkapelle auf der Veste: Pastor D. Meusing (Dresden). — 9½ Uhr: Führungen durch die Sammlungen der Burg. — Punkt 11 Uhr: Erste Hauptversammlung im Kongreßsaal auf der Veste. Vortrag von Staatspräsident a. D. Dr. Hieber (Stuttgart): **Der protestantische Staatsgedanke.** — 12½ Uhr: Mittagessen im Festungshof. — 2 Uhr: Aussprache, eröffnet durch Prof. D. v. Soden. — 8 Uhr: Vortrag von Missionsdirektor D. Witte (Berlin) im großen Saale des Hofbräuhauses: **Der Kampf Chinas um eine neue Zukunft und unsre Stellung dazu.** — 9 Uhr: Fortsetzung der Hauptversammlung der Freunde der Christlichen Welt im kleinen Saale des Hofbräuhauses.

Mittwoch, 7. Oktober, früh 8½ Uhr: Zweite Hauptversammlung im Kongreßsaal. Vortrag von Professor D. Weinel (Jena): **Völkische Bewegung und Christentum.**

Nachmittags Ausflug nach der Rosenau. — Abends Beisammensein im Gasthof zum Bären.

Wohnungsanmeldungen (einige Freiquartiere, Privatquartiere 2.50 M., Hotels 3.60—5 M., im „Festungshof" 25 Betten zu 4 M.) baldigst an Direktor Meckel in Coburg, Gaswerk. Tagungskarte 3, Einzelkarte 1 M. Empfangsbüro Sonntag und Montag im Reichshof gegenüber dem Bahnhof, nachher auf der Veste.

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Ordentliche Mitgliederversammlung

Montag, den 5. Oktober, nachm. 5 Uhr in Coburg, Hofbräuhaus. Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Kassenbericht. 3. Wahlen. 4. Die Konferenzen von Stockholm.

Der Vorstand.

Bund für Gegenwartchristentum, Leipzig

Vorträge mit anschließender Aussprache im Konfirmandensaal der Reformierten Gemeinde Leipzig, Tröndlinring 7, EG., abends 8 Uhr pünktlich.

9. 10. Professor D. **Martin Rade,** Marburg: **Der Nächste im christlichen Gottesbegriff.**

23. 10. Pfarrer **Herz,** Gohlis: **Die Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum.**

6. 11. Privat-Dozent Dr. **Volkelt,** Abteilungs-Vorsteher am Psychologischen Institut der Universität Leipzig: **Aus der Religionspsychologie des Kindes und des Jugendlichen.**

20. 11. Professor D. **Gunkel,** Halle: **Erklärung der Psalmen.**

4. 12. Aussprachеabend. Fragenbeantwortung.

13. 12. (Sonntag): ½8 Uhr: **Adventfeier** im Gemeindehause Gohlis-Nord, Treitschkestraße 20.

Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freunde der Christlichen Welt: Görlitz

12. Oktober, abends 8 Uhr, im Vereinshaus: Herr Pastor Treu (Görlitz): **Conrad Ferdinand Meyers Gedankenwelt.**

9. November: Studienrat Voigt: **Alttestamentliche Stoffe im modernen Drama.**

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Anfragen an die Hausmutter

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen u. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden

Geh. Reg.-Rat D. Naumann.

Uwe Jens Kruse

Lebenskunst. Broschiert 2.50, Batikband 4.—.

Dr. Aug. Hornoffer schreibt: Kruse zeichnet in seinem mutigen Büchlein die Grundlinien der hohen Menschenkunst: das Leben zu bemeistern, wie der Reiter das Roß. Hier ist mit dem oft gebrauchten und mißbrauchten Begriff der Willensbildung einmal wirklich ernst gemacht. Dr. P. Th. Hoffmann schreibt in der „Tat": Das Buch kommt der Not der Zeit sehr entgegen, und es ist ihm weiteste Verbreitung zu wünschen. Kruse ist ein klarer Realist, sieht die Dinge, wie sie sind. Es ist Lebenskunst im edelsten Sinne des Wortes.

Ich will! Ich kann! (Willensschule.) Halbleinenband 6.—

Pastor L. in A. schreibt: „Ich will! Ich kann!" leistet mir treffliche Dienste und bewährt sich hervorragend. — Pfarrer Koebler schreibt in der „Kartellzeitung der Akademisch-Theologischen Vereine": Eine glänzende Methode der Selbsterziehung! Ein ganz ernst zu nehmendes, weil in jeder Zeile wahrheitsstarkes Meisterwerk. — Dr. Ferdinand Weinhandl schreibt: Wir besitzen heute in modern-wissenschaftlichem Gewande vielleicht nur ein Werk dieser Art, das den Übungen des Ignatius von Loyola an psycho-pädagogischer Zweckmäßigkeit und methodischer Strenge und in der sicheren Erreichung des Zieles an die Seite gestellt werden könnte: Uwe Jens Krusens Willensschule.

Redeschule. Halbleinenband 6.—.

Gedächtnisschule. Broschiert 1.50.

Dr. Broder Christiansen: **Die Kunst des Schreibens** (Prosaschule). Halbleinenband 12.—

Ein Lehrer schreibt: Daß ich durch Christiansens meisterhaften Unterricht zum Mitarbeiter angesehener Zeitschriften geworden, hat mir große Freude bereitet. — Anton Dörfler urteilt: Wem es darum zu tun ist, in Wort und Schrift zu Kraft, Schönheit und Schmiegsamkeit des Ausdrucks zu gelangen, mag sich Christiansen als einem ehrlichen Führer anvertrauen.

Dr. Kurt Kauffmann: **Der Kopfarbeiter** (Der Taylor des Geistes). 2.—

Erich Scheurmann: **Der Papalagi** (Reden eines Südseehäuptlings über europäische Kultur). Broschiert 1.80, Batikband 2.80.

Prospekte kostenlos

Felsen-Verlag Buchenbach-Baden

In der

Bücherei der Christlichen Welt

erschien vor kurzem

Karl König

Das Schicksal

Eine Auseinandersetzung mit den Grundtatsachen menschlicher Existenz

Preis M. 2.50

Indem König der Frage nach dem Sinn des Schicksals nachgeht, unternimmt er den Versuch einer Lebensdeutung. . . . in so tiefgründiger und eigenartiger Weise . . . eben so klar wie warm geschriebenen Schrift, die wir allen religiös Suchenden dringend empfehlen. . . . Wir wünschen der tiefernsten Schrift Königs, die sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des religiösen Denkens und der Frömmigkeit bleiben wird, viele nachdenkliche Leser. Sie ist so geschrieben, daß auch der Nichttheologe ihr sehr wohl folgen kann. Deutschland, Weimar

LK

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Heimatglocken-Jahrbuch 1926

Herausgegeben von Walther Kalbe

Eine große Freude für die Freunde des Jahrbuches: Rudolf Schiestl hat im neuen Jahr die Bilder beigesteuert! Der Weg des Jahrbuches geht in der eingeschlagenen Richtung weiter: Wieder trägt das deutsche Monatswerk die Farben des Altars. Aufsatzüberschriften wie „Die Weihe des Tages", „Lebenskunst", „Die Roggenpredigt", Worte an die Mädchen, Die Eheleute, Aufsätze über die Erziehung und das deutsche Märchen, vom Teufel Sauf, von Goethes Religion deuten die Linie an.

Sofort zu beziehen. **Liegt versandfertig.**

Urteile der Kritik:

1921: „Der beste Kalender, den ich kenne!" (Hauptprediger D. Dr. Geyer, Nürnberg). — „Der edle Geschmack, vereinigt mit einem ins Ewige führenden Inhalt." (Lic. Stange, Leipzig). — 1923: „Walther Kalbe, — der deutsche Kalendermann!" (Chefredakteur Lutz, Bern). — 1925: „Es ist eins von den protestantisch-kirchlichen Büchern, die ohne künstlich zu sein, das Volk suchen und in das Volk gehören. (Der Kronacher Bund).

Zwei Ausgaben: Volksausgabe in blauem Steifumschlag 1.50 Mk., Gebundene Ausgabe, violettes Ganzleinen 3 Mk. Durch jede Buchhandlung. Gemeinde-Vereinen und Jugendbünden usw. bei Sammelbestellungen von mindestens 10 Stck. 1.25 bzw. 2.50.

Roetherverlag G. m. b. H. Darmstadt

St. Petri-Dom, Bremen.

An unserem St. Petri-Dom ist am 1. April 1926 infolge Ablebens des bisherigen Inhabers **die Stelle eines Predigers** zu besetzen. Es kommen nur Bewerber **positiver Richtung,** im Alter von 30—40 Jahren, evangelisch-lutherischer oder evangelisch-unierter Konfession in Frage.

Bewerbungen werden bis zum 5. Oktober 1925 an das Büro der Domkirche, Bremen, Sandstr. 9a erbeten, unter Beifügung eines Lebenslaufes, der beiden theologischen Prüfungszeugnisse und etwaiger Druckschriften, Predigten usw. Von dem genannten Büro werden auch die näheren Bedingungen auf Wunsch zugesandt.

Bremen, im September 1925.

Die Bauherren der St. Petri-Domkirche.

Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten der Hoffbauer-Stiftung

Potsdam-Hermannswerder 229.

Säuglingsheim, Kindergarten

Oberlyzeum neuen Stils (Berecht. z. Univ.-Stud.)

Frauenschule mit staatl. Berechtigungen

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Martinstraße 79

Gesuch

Ältere Dame aus besten Gesellschaftskreisen mit geprüfter Diakonissin, schon 23 Jahre lang im Hause, beide sehr kinderlieb, sucht passenden Wirkungskreis gegen freie Station, ohne Gehalt, am liebsten

Führung eines Kinderheims

in Mitteldeutschland. Chiffre **v. A. 8** an die Geschäftsstelle d. Bl.

Zu verkaufen

Calvins Werke, herausgegeben v. Baum, Cunitz, Reuß. Band 1—54 (55—59 fehlen). **Melanchthons** Werke, herausgegeben von Bretschneider und Bindseil. Band 1—28 und 1 Supplementband (vollständig). Gleichmäßige Halbleder-Bibliotheksbände. Sehr gut erhalten. Preisangebote an Pfarrer **Habermann** in **Schneidlingen** (Bez. Magdeburg).

Kinder-Erholungsheim Sonnenschein

Königsfeld im Schwarzwald. 770 Meter ü. Meer.

Kleines Familienheim.

Bücher billig! Verzeichnis sendet d. Antiquariat in Radegast (Anhalt). Ankauf von Büchern, Zeitschriften.

Im Interesse unserer Leser

haben wir bei der Post erwirkt, daß die „Christliche Welt"

vom 1. Oktober ab wieder vierteljährlich

zum bisherigen Preise von Mark 3.— bezogen werden kann.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Oktober Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Okt.—Dezbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer. Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. Oktober

Dieser Nummer liegt bei: „Tag"-Prospekt **„Für Kirche, Volk und Heimat".** Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.